



Vierteljahresshefte der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde

LUDWIGSBURG WÜRTT. BISMARCKSTRASSE 30



DAS MITTELMEER
— DER WESTEN —

Bild auf der Titelseite:

Augustus-Statue am Paseo Arqueológico, Kopie des röm. Originals, Geschenk
Italiens an Spanien

DIE KARAWANE

Heft 2 – 7. Jahrgang 1966/67

DAS MITTELMEER — DER WESTEN —



Herausgegeben im
KARAWANE-VERLAG LUDWIGSBURG
mit Unterstützung des Büros für Länder- und Völkerkunde
Ludwigsburg

wasser an der Oberfläche ein, das Mittelmeerwasser in tieferen Schichten aus. Auf dem höheren Salzgehalt des Mittelmeerwassers beruht seine tiefblaue Farbe. Das Mittelmeer hat fast keine Gezeiten, daher finden sich an seinen Küsten Schulbeispiele der Deltabildung: Nildelta, Podelta, Rhonedelta. Um so mehr haben lokale Meeresströmungen die Aufmerksamkeit der Seefahrer erregt. Der Schauplatz der Erzählung von der Skylla und Charybdis in Homers Odyssee ist die Straße von Messina, durch die ein kräftiger Meeresstrom fließt.

Erdgeschichtlich gesehen ist das Mittelmeer der letzte Rest der *Tethys*, der großen Geosynklinale, in der sich während aller Abschnitte der Erdgeschichte die großen Gebirgsbildungen vollzogen haben. Im Paläozoikum lag die Tethys weit im Norden Europas. Der kaledonischen Orogenese im Silur verdanken die Gebirge Schottlands und Skandinaviens ihre Entstehung. Dann folgte im Karbon die variskische Gebirgsbildung, die die Struktur der deutschen Mittelgebirge bestimmte. Schließlich vollzog sich auf der Wende Kreide/Tertiär die Auffaltung der Alpen. Durch jede dieser Gebirgsbildungen wurde dem Erdteil Ur-Europa ein neues Landstück angeschweißt, so daß Europa im Lauf der geologischen Geschichte nach Süden wuchs. Nur im Atlas griff die junge Gebirgsbildung noch auf Nordafrika über. Das übrige Afrika ist altes Rumpfschollen- und Tafelland. Im Tertiär existierten noch größere Landgebiete südlich des Alpenwalls. Landbrücken reichten bis Kreta und überspannten den Raum der Ägäis. Jüngere Bruchtektonik hat sie zerstört. So liegen 4700 m aufragende Bergländer neben Meeresbecken von 4400 m Tiefe (Jonisches Meer).

Der Gegensatz zwischen altem Schollenland im Süden und jungem Gebirgsland im Norden bestimmt die unterschiedliche Gestaltung der Küsten. Im Süden wird das Mittelmeer von der wenig gegliederten, buchtenarmen afrikanischen Küste begrenzt; die zerlappte europäische Küste im Norden dagegen ist durch drei weit vorspringende Halbinseln gekennzeichnet, von denen jede, die Iberische Halbinsel, die Apenninhalbinsel und die Balkanhalbinsel ihr eigenes Gesicht hat.

Die Iberische Halbinsel ist ein plumpes Viereck. Das Hochland der Meseta wird durch steile Küstenabbrüche mit kleinen Küstenhöfen (Huertas) begrenzt. Der Wall der Pyrenäen trennt die Iberische Halbinsel als einen „Erdteil im Kleinen“ scharf vom übrigen Europa. Die langgestreckte italienische Halbinsel mit dem Apennin als Rückgrat wird durch den noch höheren Gebirgswall der Alpen von Kontinentaleuropa geschieden. Aber

trotz größerer Höhen sind die Alpen durchgängiger als die Pyrenäen. Daher verbinden engere Kontakte Mitteleuropa mit Italien als mit Spanien. Vielfältiger gegliedert als diese beiden Halbinseln ist Südosteuropa. Das bezeichnende Merkmal der Balkanhalbinsel ist die Kleinkammerung, d. h. der Wechsel von Gebirgs- und Beckenlandschaften. Diese Mosaiktektonik ist ein Ergebnis der Bruchtektonik im nördlichen Randgebiet des Mittelmeeres, aber während die Becken im Raum der Ägäis unter den Meeresspiegel abgesunken sind, wurden sie im südosteuropäischen Bereich infolge der dort eingetretenen en bloc-Hebungen nicht überflutet. Kein Gebirgszug trennt die Balkanhalbinsel von Mittel- und Osteuropa. Die Türken konnten, ohne auf nennenswerte Hindernisse zu stoßen, bis Wien vordringen.

Im Bereich dieser drei Halbinseln finden wir überaus abwechslungsreiche *Küstenformen*: der Ingressionsküste Dalmatiens mit ihren tiefen Buchten und Kanälen liegt auf der Westseite der Adria die Schwemmlandküste Italiens gegenüber. Steilküsten mit hohen Kaps, an denen bei Sturm die Brandung nagt, begrenzen herrliche Sandstrandbuchten an der Riviera, in der Peloponnes und in Kleinasien.

Auch *klimatisch* nimmt das Mittelmeergebiet eine Zwischenstellung ein. Es erstreckt sich zwischen den gemäßigten Breiten und den Tropen. Während des Sommers liegt das Mittelmeer im Gebiet des Subtropenhochs. Monatelang wölbt sich dann über dem Mittelmeer die Glocke des wolkenlosen blauen Himmels, und höchstens ein gelegentliches Gewitter unterbricht die regenlose Zeit. Mit der Südwanderung der Sonne greift im Winter der Westwindgürtel auf Südeuropa und Nordafrika über. So stehen sich im halbjährlichen Wechsel heiße trockene Sommer und milde regenreiche Winter gegenüber.

Während das westliche Mittelmeergebiet noch stark ozeanisch beeinflusst ist, weist das östliche viel kontinentalere Züge auf. Wenn ausnahmsweise über dem Mittelmeer ein tieferer Luftdruck als in den Randlandschaften herrscht, strömen kühle Fallwinde in das Mittelmeerbecken ein. Berüchtigt ist der Mistral, der durch die Düsenwirkung im Rhonetal Orkanstärke erreichen kann, und die vom dalmatinischen Bergland auf das adriatische Küstenland herabströmende kalte Bora. Heiße Fallwinde wehen gelegentlich aus Afrika (Shirokko, Ghibli, Chamsin).

Die *Vegetation* ist der langen Sommertrockenheit angepaßt und auf Herabsetzung der Verdunstung eingestellt. Immergrüne Hartlaubgewächse oder solche mit starker Behaarung und Korkrinde sind charakteristisch. Es gibt im europäischen Mittelmeer-

gebiet kaum noch geschlossene Hochwälder, allenfalls Nadelwälder von Pinien, Aleppo- und Meerstrandkiefern. Vom Menschen heruntergewirtschaftete Niederwälder in Gestalt der Macchie, Garigue, des Schibljak oder der Phrygana herrschen vor. Im Pleistozän – während der Eiszeit – herrschten im Mittelmeergebiet ähnliche klimatische Verhältnisse wie heute bei uns. Damals gab es dort noch Hochwälder. Infolge des in ihnen herrschenden Bestandsklimas erhielten sich diese Hochwälder auch nach der Verschlechterung des Großklimas bis ins Altertum. Erst infolge der starken Abholzungen während der Antike wurde dieses Bestandsklima empfindlich gestört. Unter den veränderten klimatischen Bedingungen konnte kein Hochwald wieder aufkommen, sondern nur Buschwald, zumal nach den Abholzungen durch die winterlichen Starkregen vielerorts die dünne Bodenkrume abgespült worden war.

Nordafrika außerhalb des Atlasgebirges war im Pleistozän von lichten Waldsteppen und Steppen bedeckt; erst infolge des nach-eiszeitlichen Klimawechsels stieß die Wüste bis zur Küste vor. Die Steppenjäger verloren ihren alten Lebensraum und wanderten ins Niltal ab. Die Entwicklung der ägyptischen Hochkultur muß in diesen Zusammenhängen gesehen werden.

Seit der Antike ist im Mittelmeergebiet kein ins Gewicht fallender *Klimawechsel* mehr nachweisbar. Die Lebensweise der Griechen entsprach in der Blütezeit Athens einem Klima, das völlig dem der Gegenwart glich. Ihre offenen Theater, ihre luftigen Häuser, die auch für Griechen und Römer schon notwendige Schaffung von Zisternen in Nordafrika oder die von ihnen vorgenommene Abdämmung der Wadis für Bewässerungszwecke beweisen dies. Auch die *Kulturpflanzen* der Antike waren völlig die gleichen wie heute. Weizen, Olive und Wein waren und sind die drei klassischen Anbauprodukte, aber ihre Bedeutung für den Menschen hat sich gewandelt. Der Weizenanbau im Mittelmeergebiet hat seine alte Vorrangstellung verloren. Die Kornkammern der Südhalbkugel und Nordamerikas versorgen heute die Märkte der Welt. Der Weinbau hat sich vom europäischen Mittelmeergebiet in alle Länder ähnlicher Klimabedingungen verbreitet, nach Kalifornien, Südchile, Südafrika, Westaustralien. Nur die Olive ist wegen ihrer Frostempfindlichkeit und der Konkurrenz anderer pflanzlicher Fette (Erdnuß, Baumwollsaat, Sonnenblume u. a.) in ihrer Verbreitung weitgehend auf das Mittelmeergebiet beschränkt geblieben. Alle drei Anbaugewächse können im Trockenfeldbau kultiviert werden. Daneben bestehen vielerorts Möglichkeiten künstlicher Bewässerung, so daß es zu

einem für die Mittelmeerländer typischen „Stockwerkanbau“ (*cultura mixta*) gekommen ist.

Die drei klassischen Kulturgewächse wurden im Laufe der Zeit durch andere ergänzt, die aus ähnlichen Klimagebieten stammen: Agrumen aus den wechselfeuchten Monsunländern (Apfelsine = Apfel aus China), Pflirsiche, Aprikosen, Feigen, Reis und Zuckerrohr aus Persien und Indien.

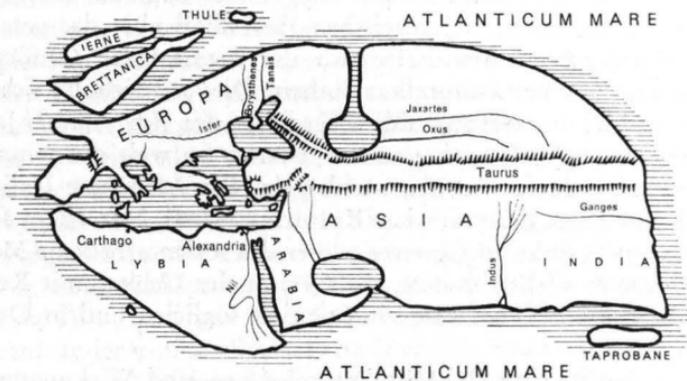
Von allen Winterregengebieten der Erde ist nur das europäische Mittelmeergebiet *kulturelles Altland*. Es war schlechthin die „Ökumene“, d. h. die bewohnbare Welt der Antike. Diese einstige „Welt“ wurde im Osten von den Griechen, im Westen bis zu den Säulen des Herkules von den Römern geprägt. Ihre Vorläufer waren – um nur die wichtigsten zu nennen – Ägypter, Assyrer und Phönizier.

Die außereuropäischen Winterregengebiete dagegen sind koloniale Neuländer, erobert und besiedelt von Spaniern (Chile), Engländern (Kalifornien, Australien) und Holländern (Südafrika). So ist es kein Wunder, daß die aus dem Mittelmeergebiet stammenden Auswanderer vorzugsweise in solche überseeischen Winterregengebiete gingen. Diese mediterranen Neuländer stellen sich uns heute kulturell einheitlicher dar als das Altland im Bereich des europäischen Mittelmeeres.

In drei großen Auswanderungswellen bezogen die Griechen das *östliche* Mittelmeerbecken in ihren Lebensraum ein. Sie betrieben *Ackerbaukolonisation*, und ihre Neugründungen waren politisch unabhängig von der Mutter-Polis, aus der die Siedler stammten. Die Länder um das *westliche* Mittelmeerbecken waren *Agrarkolonie* und *Herrschaftskolonie* der Römer zugleich. Durch die spätere Ausweitung der römischen Herrschaft über das gesamte Mittelmeergebiet entwickelte sich der mediterrane Großraum erstmalig zu einer kulturellen Einheit. Dies wiederholte sich ein zweites Mal im Gefolge der Siegeszüge des sich vom 7. Jahrhundert an schnell ausbreitenden Islams. So weit die sommertrockenen Gebiete reichten, wurden sie (mit Ausnahme Italiens) zu einem Stück orientalischer Kulturlandschaft. Der Islam fand dort seine Ausbreitungsgrenze, wo er das sommertrockene Mittelmeergebiet verließ und an die Grenze der Gebiete mit Regen zu allen Jahreszeiten kam: in Spanisch-Galicien und in Österreich.

In der Antike war das Mittelmeer Lebens- und Wirkungsraum der Griechen und Römer. In jüngerer Zeit haben Franzosen und Italiener versucht, die Idee des *mare nostrum* wieder aufleben zu lassen. An der afrikanischen Gegenküste setzten sich die Fran-

zosen in Algerien (1830), Tunesien (1881) und Marokko (1912) fest. Die Italiener versuchten, aus Libyen (1911) eine Siedlungskolonie zu machen. Beide Nationen haben in diesen einst in der Antike blühenden, dann aber in den Araberstürmen untergegangenen nordafrikanischen Randlandschaften großartige kolonisationatorische Erfolge zu verzeichnen. Das Freiheitsbegehren der dort lebenden Völker aber hat sie zur Aufgabe dieser Besitzungen gezwungen. Auch die Länder am Ostrand des Mittelmeeres, einst Teile des großen Osmanischen Reiches, dann Mandate Englands und Frankreichs, haben ihre politische Selbständigkeit erhalten. Schon nach dem 1. Weltkrieg mußten die Griechen ihre alten Siedlungsgebiete im westlichen Kleinasien räumen, und auch Ägypten hat sich schon lange von der englischen Abhängigkeit befreit. So ist der Mittelmeerraum politisch und kulturell heute in eine Vielzahl von Einzelräumen aufgespalten. Geographisch jedoch ist er einer der markanten Großräume der Erde, der sich in dieser seiner spezifischen Ausprägung nirgends auf der Welt wiederholt.



„Weltkarte“ des Erathostenes aus Alexandria um 200 v. Chr. (Nach Herrmann Schelbert und Emil Joller aus „Schiffe der Völker“ Walter-Verlag, Olten, Freiburg i. Br. Aus demselben Werk zitieren wir auch die Karten derselben Autoren auf S. 13 u. 15).

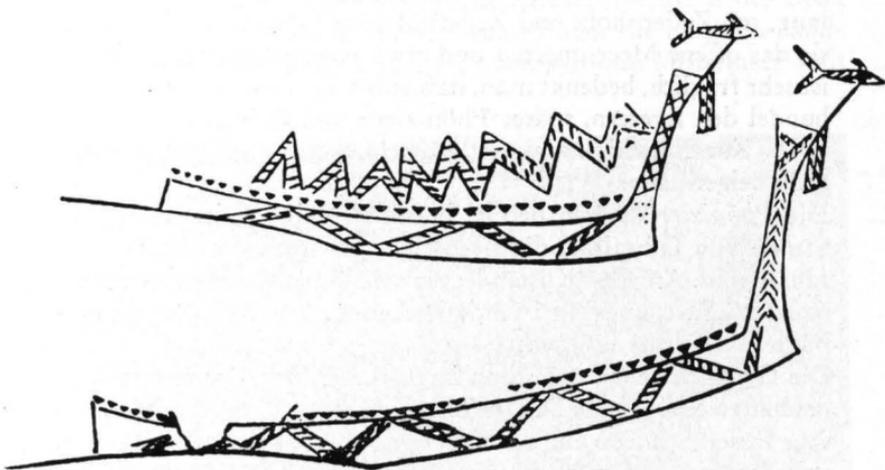
DR. DIETRICH GURLITT

DIE ANTIKE SCHIFFFAHRT

UND DIE ENTSCHEIUNG DES MITTELMEERS

Die Schifffahrt auf dem Mittelmeer geht in die Steinzeit zurück, die uns heute vertraute Gestalt dieses Meeres, d. h. der ganze Zusammenhang seiner Küstenumrisse, konnte aber erst in der Neuzeit, nach Erfindung des Kompasses und der genauen Seekarte, erschlossen werden. Und doch ist das Mittelmeer seit Beginn der Schifffahrt nicht etwa allmählich entschleiert worden, sondern in einer bestimmten Epoche und verhältnismäßig rasch. Entschleiern bedeutet uns dabei mehr als Entdecken, bedeutet, eine Erscheinung für eine Zeit und Kultur verständlich, sichtbar und bewußt machen, bedeutet damit aber auch die literarische Tradierung dieses Bewußtseins, ohne die jede Entschleierung nur Entdeckung bleibt und wieder verloren gehen kann. Entdeckung mag einem Einzelnen gelingen, Entschleierung aber nur einer Epoche, an der viele wirkten.

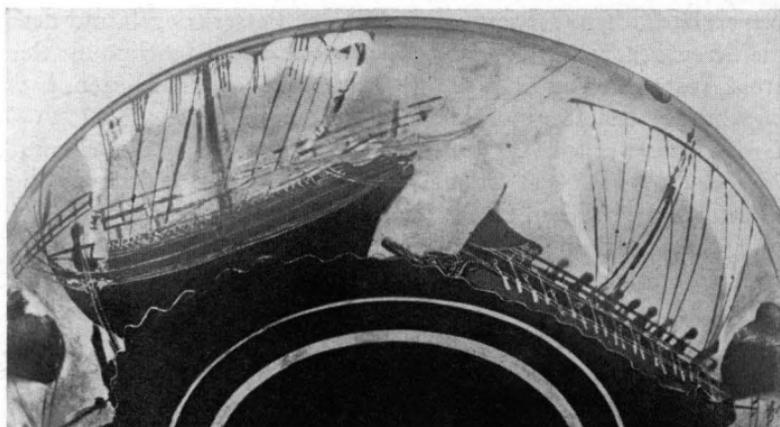
Aus dem frühen dritten Jahrtausend v. Chr. gibt es bereits Zeugnisse für die Schifffahrt auf dem Mittelmeer: Ritzungen von Ruderbooten auf Gefäßen dieser Zeit aus der *Ägäis*. Daß solche



Ruderschiffe als Ritzdarstellungen auf Gefäßen der Kykladenkultur, 3. Jahrtausend v. Chr. (Aus A. J. Evans, „Palace of Minos at Knossos, Vol. II, part. I, London 1928).

deutlicher, wenn es auch nicht möglich ist, alle Küstenbilder in Zusammenhang zu bringen. Bei Nordwind braucht Odysseus von Kreta nach Ägypten fünf Tage (XIV, 257), offenbar jüngere Zusätze spiegeln bereits die Erkundungsfahrten zu fernen Küsten (Periegesen) wieder.

Die ersten Siedler aus Chalkis und Korinth kommen im 8. Jahrhundert an die süditalische und sizilische Küste. Berühmt wurde eine Fahrtbeschreibung des *Hesiod* (um 700 v. Chr.), der zuerst Europa von Asien unterscheidet und die Inseln der Seeligen im westlichen Ozean nennt, der jetzt kein Fluß mehr ist. Italien ist noch Insel, aber ohne Gesamtnamen. Bereits wird die Triere (Dreiruderer) gebaut, die mit 5 Knoten (9 km) in der Stunde das schnellste Schiff der Antike wird. Dorer aus Kreta siedeln an der nordafrikanischen Gegenküste, Jonier aus Milet gründen Städte am Schwarzen Meer. Nachdem Koläus von Samos um 660 v. Chr. über die Säulen des Herakles hinaus nach Gades (Cadiz) gelangt war, gründen Phokäer Mainake und Emporiae an der spanischen Ostküste sowie Massilia. Besonders in Milet strömen Nachrichten von allen Küsten des Mittelmeeres, aber auch aus Vorderasien, zusammen; doch entscheidend ist die geistige Tatkraft, daß gerade hier die abendländische Philosophie aufkeimt. Thales wird der erste bekannte Gelehrte. Sein Schüler *Anaximander* beobachtet den Sonnenstand mit dem babylonischen Gnomon (einem senkrecht aufgestellten Stab) und verarbeitet die Segelanweisungen (Periplen) für das Mittelmeer. Um 550 v. Chr. entwirft er die erste Karte des Mittelmeergebietes, das mit der damals bekannten Welt identisch ist. Das westliche Mittelmeer ist in seiner Ausdehnung erkannt und durch die Säulen des Herakles vom äußeren Meer geschieden. Italien ist jetzt eine Halbinsel, Spanien ebenso, aber noch fehlen für beide die Namen. Auch wissen wir nicht, welche Form die Halbinseln und Inseln im einzelnen gehabt haben. Wir können aus heutiger Sicht nicht mehr die Schwierigkeiten ermessen, die der Entschleierung der Küstenumrisse entgegenstanden. Mit Recht bemerken daher antike Schriftsteller, daß Anaximander es „als erster wagte, eine Erdkarte zu zeichnen.“ Sein Schüler Anaximenes und besonders *Hekataüs* von Milet (um 500 v. Chr.) verbessern seine Karte. Zum ersten Male wird Afrika (Libyen genannt) als eigener Erdteil bezeugt, der durch den Nil von Asien getrennt ist. Noch gibt es keinen Gesamtnamen für die iberische Halbinsel, aber die Pyrenäen durchziehen die ganze Halbinsel von den Säulen des Herakles bis Emporiae. Noch fehlen die Alpen, die Donau (Istros) entspringt in den Pyrenäen.



Frachtsegler und Kriegsgaleere auf einer attischen, schwarzfigurigen Schale des 6. Jahrhunderts v. Chr., Britisches Museum, London.

Die ionischen Griechen hatten mathematische und astronomische Kenntnisse von den Ägyptern und Babyloniern übernommen, wie sie in der Seefahrt bei Phöniziern und Achäern in die Schule gegangen waren. Aber sie versuchten als erste, ihre Umwelt als Ganzes wahr zu erfassen und sich von den Mythen und Sagen zu lösen. Ihrer weit in das westliche Mittelmeer und das Schwarze Meer (Pontus) ausgreifenden Kolonisation entsprach der kühne Forschergeist in Milet, dem auch die ersten entscheidenden Schritte in der Entschleierung des Mittelmeeres gelangen. Die Zerstörung Milets durch die Perser 494 v. Chr. bricht diesen



Das Weltbild der homerischen Zeit um 850 v. Chr. (Aus: Die Schiffe der Völker, S. 303).

unvergleichlichen Geistesflug ab. Mit den Perserkriegen und dem gleichzeitigen Kampf der Griechen gegen Karthago kommt der freie Austausch von Gütern und Nachrichten zum Erliegen. Das westliche Mittelmeer bleibt den Griechen verschlossen.

Große Reisen nach Ägypten und ins Pontusgebiet unternimmt *Herodot* (484–424 v. Chr.). In seinen Büchern finden wir die ältesten ausführlichen Hinweise auf die ionische Erdkarte (IV 36 und V 49). Daß diese Karte noch um 400 v. Chr. in Griechenland weit verbreitet war, bezeugt eine Komödie des *Aristophanes*. In den „*Wolken*“ will ein Sophistenschüler mit der Karte seinem Vater in einem schwierigen Prozeß die Rettung bringen:

Siehst Du? Hier liegt Athen.

Vater: Was Du nicht sagst! Das glaub ich nicht, denn nirgends sehe ich die Richter sitzen,

Schüler: Glaub mir's nur, denn hier ist Attika.

Vater: Wo sind denn meine Landsleut' aus Kiküene? Und wo liegt Sparta?

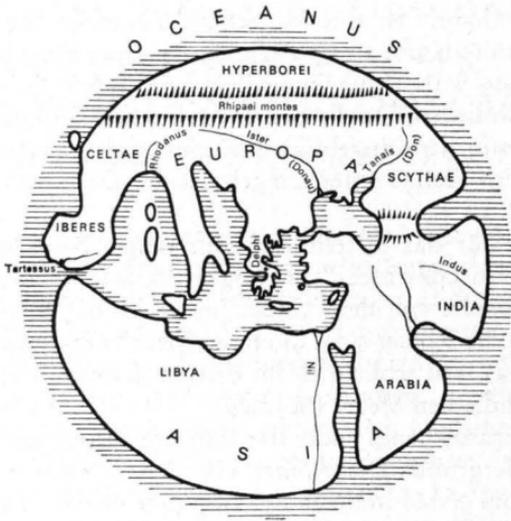
Schüler: Schau, hier!

Vater: Wie nah bei uns! Sorg dafür, daß es weiter von uns wekommt!

Aber offenbar ist diese Karte seit Hekataüs nicht mehr verbessert worden. So überrascht es nicht, daß *Aristoteles* in der „*Meteorologie*“ die ionische Karte scharf kritisiert: „Lächerlich ist es, die Erdkarte kreisrund zu zeichnen, denn die bewohnbaren Zonen bilden Gürtel, die durch Parallelen von den unbewohnbaren abgeschlossen sind.“ Sein Schüler *Dikäarch* von Messana entwirft die erste längliche Karte, die wie das Mittelmeer selbst westost gestreckt ist. Eine Scheidelinie, Diaphragma genannt, verläuft von den Säulen des Herakles über Sizilien und die Peloponnes nach Kleinasien, wo sie als Taurusgebirge weiterzieht. Die Begriffe der geographischen Länge und Breite gehen auf diese Zeit und auf die Länge und Breite des Mittelmeeres zurück.

Schlagartig erweitern die Feldzüge Alexander des Großen und die Fahrten des Pytheas von Massilia nach Britannien um 330 v. Chr. die Erdkenntnis. Das Mittelmeer ist nicht mehr die Welt schlechthin, sondern nur ein Ausschnitt von ihr.

So kann die hellenistische Zeit wohl auf der von *Dikäarch* verbesserten milesischen Erdkarte aufbauen, muß aber eine neue Fülle von Nachrichten, besonders aus dem Osten, verarbeiten. Für die weitere Entschleierung der wahren Gestalt des Mittelmeeres wurde aber die geniale Methode entscheidend, astronomische Beobachtung und terrestrische Vermessung zu verknüpfen. Diese Methode entdeckte *Eratosthenes* (290–215 v. Chr.), der berühmte



Das Weltbild der Zeit Herodots um 500 v. Chr. nach den Angaben über die „Weltkarte“ des Geographen Hekataios aus Milet. (Aus: Die Schiffe der Völker, S. 303).

Bibliothekar von Alexandria. Schon Parmenides wußte um 500 v. Chr., daß die Erde eine Kugel sei, Eratosthenes zog daraus als erster praktische Folgerungen. Er beobachtete, daß die Sonne sich am 21. Juni in Syene (Assuan) in einem tiefen Brunnen spiegelte, also senkrecht stand, und maß nun den Sonnenstand zur gleichen Mittagszeit in Alexandria. Es ergab sich eine Abweichung von der Vertikalen um $\frac{1}{50}$ des Kreisbogens ($7,2^\circ$), also mußte die terrestrische Entfernung zwischen Assuan und Alexandria, die mit 5000 Stadien vermessen war, $\frac{1}{50}$ des Erdumfanges betragen. Damit war nicht nur der Erdumfang bestimmt worden, sondern auch die Möglichkeit gegeben, aus der Winkeldifferenz zweier Orte im gleichen Meridian ihre Entfernung zu errechnen. Dies tat Eratosthenes für die Entfernung von Alexandria nach Rhodos, also für die Breite des Mittelmeeres. Die Fehlerquelle, daß Assuan-Alexandrien-Rhodos nicht genau in Nord-Süd-Richtung liegen, also nicht auf dem gleichen Meridian, konnte erst viel später, nach Erfindung der Zeitmessung, der Uhr und des Chronometers, beseitigt werden. Orte gleicher Breite konnten nunmehr durch Parallelen verbunden werden; berühmt war der Parallel von Rhodos, der in etwa dem Diaphragma des Dikäarch entsprach und mit hervorragender Genauigkeit durch die Straße von Gibraltar ging. Da es aber keine verlässliche Methode für die Längenberechnung gab, mußte sich auch Eratosthenes noch auf die pythagoreische Lehre von den harmonischen Proportionen und Entsprechungen stützen und setzte die Länge des Mittelmeeres weiterhin zu kurz an. Doch in seinen wesentlichen Zü-

gen nach Größe und Gestalt ist das Mittelmeer nunmehr entschleiert, soweit dies ohne Kompaß und Uhr überhaupt möglich war. Die Küstenumrisse waren nun von allem mythischen Beiwerk befreit, nur am Indischen Ozean und in Afrika ließ sich der Kartenzeichner noch von dem angeblichen Rückweg der Argonauten von Kolchis nach Hellas unter Umgehung der Dardanellen und Ägäis leiten.

Ein besonderer Name für das Mittelmeer fehlt lange. Bei den Griechen heißt es einfach „das Meer“ im Gegensatz zum Okeanos; erst Aristoteles spricht von dem „Meer innerhalb der Säulen des Herakles“ und die Römer vom „inneren Meer“ (Plinius), „unserem Meer“ (Mela) und schließlich im dritten Jahrhundert n. Chr. vom „Mittelländischen Meer“ (Solinus).

Im Jahrhundert des Eratosthenes rückt das mittlere Mittelmeer politisch in den Vordergrund. Die Römer erfinden die Enterbrücke und schlagen zum ersten Male 260 v. Chr. eine überlegene punische Flotte. Nach der Zerstörung von Karthago und Korinth (146 v. Chr.) nimmt das Seeräubertum überhand, bis Pompejus 67 v. Chr. damit aufräumt. In der nach Actium einsetzenden Friedenszeit blüht die Schifffahrt auf dem Mittelmeer. Hieron II. von Syrakus hatte bereits einen Frachter für 3300 Tonnen gebaut; nunmehr konnte Caligula den ägyptischen Obelisken auf einem 1350 Tonnen tragenden Schiff nach Rom bringen.

Zur Darstellung der Gestalt des Mittelmeeres haben die Römer nicht beigetragen, ihnen genügten die Meilensteine ihrer Heerstraßen, deren Netz das Rückgrat des Reiches bildete, und damit genaue Entfernungen. Davon geben uns die sogenannten Peutingerschen Tafeln eine Vorstellung, die um 250 n. Chr. als Kopie einer Karte des 1. Jahrhunderts n. Chr. angefertigt wurden. Auf ihnen sind die Teile des Mittelmeeres als ganz schmale Wasserarme zwischen den Landflächen angedeutet.

Letztlich ganz unabhängig von der Entwicklung der Schifffahrt auf dem Mittelmeer wurde seine Gestalt in der zweiten Hälfte des sechsten, des vierten und des dritten Jahrhunderts, also in drei Etappen innerhalb von 300 Jahren enthüllt, nachdem der erste Ansatz bereits im 8. Jahrhundert erfolgt war. Homer-Hesiod, Anaximander-Hekatäus, Dikäarch und Eratosthenes sind die für die Entschleierung des Mittelmeeres entscheidenden Namen. Ihre Tradition wird über Ptolemäus und die Araber, besonders Idrisi aus Ceuta, ins Mittelalter ausstrahlen, bis durch die Erfindung des Kompasses mit den Portulankarten die Gestalt des Mittelmeeres in allen Einzelheiten richtig dargestellt werden kann.

STREIFLICHTER ZUR RELIGIONSGESCHICHTE DES WESTLICHEN MITTELMEERRAUMES

Die Religionsgeschichte des westlichen Mittelmeerraums ist gekennzeichnet durch vier deutlich unterscheidbare Phasen. Am Anfang steht die vor- und frühgeschichtliche, altmittelmeerische Religion. Die zweite Phase ist zu charakterisieren als Epoche der ausgebildeten mythologischen Religion des ersten Jahrtausends, aufgliedert nach einem nördlichen, griechisch-römischen Zweig und einem südlichen, phoinikisch-punischen. Die dritte Phase ist die christliche; die vierte die islamische. Hinzu kommt noch die jüdische Religion, welche besonders in Spanien und Marokko ein bedeutsames Ferment darstellte, jedoch hier nicht als eigenständige Sphäre bezeichnet werden kann. Kennzeichnend ist für die Entwicklung, daß alle diese Religionen von Osten her gekommen oder wenigstens stark von östlichen Ursprüngen her beeinflußt sind. Auch in der Religionsgeschichte erweist sich der westliche Mittelmeerraum somit als kolonialer Boden.

Die altmittelmeerische Religion

Der Besucher des westlichen Mittelmeerraums begegnet den Monumenten der vor- und frühgeschichtlichen Zeit in erster Linie auf Malta und in Spanien; auch die Nuraghenkultur Sardinien darf man zu dieser Sphäre zählen, wengleich sie erheblich später zu datieren ist. Auf Malta hat sich, vorwiegend von Sizilien und Unteritalien her beeinflußt, in frühester Zeit eine Kultur entfaltet, deren Mitte eine chthonische Religion war. Diese Kultur ist erstmalig um 1550 v. Chr. und danach kurz vor 1300 durch Zuzug neuer Bevölkerungsschichten jeweils leicht umgeprägt worden, um dann ein rasches Ende zu finden.

Die altmaltesische Religion dürfte wie die unteritalienische ihre ursprüngliche Prägung aus dem Osten erhalten haben. Die neuesten Funde aus der jungsteinzeitlichen Kultur im Nahen Orient (Jarmo, Çatal Hüyük, Jericho) zeigen uns die Ursprünge. Fritz Schachermeyr spricht von der Jahrtausende währenden „vorderasiatischen Kulturtrift“. Die Suche nach jungfräulichem Ackerboden in der Zeit einer extensiven Agrikultur hat die Völker des westlichen Innerasien schon früh in Bewegung gebracht. So kommt mit dem Ackerbau die Religion der großen Fruchtbarkeitsgöttin von Osten her nach Europa; sie zieht über Kleinasien

in den balkanischen Raum und weiter nach Süditalien und Malta, über Nordsyrien und Kilikien nach der kretisch-ägäischen Inselwelt, von Südpalästina über das Deltagebiet des Nils und Libyen wiederum nach Sizilien und Malta und schließlich noch weiter nach dem Westen.

Das wesentliche Merkmal dieser Religion haben wir schon genannt: es ist die Verehrung der großen mütterlichen Fruchtbarkeitsgöttin. In Kreta wie in Malta mochten die Verhältnisse ursprünglich, ungefähr um die Wende des dritten Jahrtausends, die gleichen gewesen sein. Kreta wird jedoch dann im frühen zweiten Jahrtausend von Bevölkerungs- und Kulturschüben betroffen, die, der alten Ost-West-Trift entgegengesetzt, aus dem Nordwesten hereindringen. Malta scheint von dieser Bewegung, welche auf Kreta die eigentliche minoische Kulturperiode eingeleitet hat, nicht betroffen gewesen zu sein. So haben wir dann in Malta im zweiten Jahrtausend eine langsame Weiterentwicklung der altmittelmeerischen Kultur, während in Kreta jene eigenständige und einzigartige Entwicklung einsetzt, die auf das Zusammentreffen der genannten verschiedenen Kulturströme zurückzuführen ist.

Zu den ältesten Bauten des frühminoischen Kreta gehören die Rundgräber in der Messara-Ebene, wie auch das runde Hypogäum im Palastbereich von Knossos (frühminoisch II, nach Evans). An diese Rundbauten erinnern auch die Tempelbauten und das Hypogäum in Malta. Es wird im allgemeinen darauf hingewiesen, daß in Gebieten, wo ausreichend Bäume zur Verfügung stehen, der Rechteckbau zu Hause ist; wo man auf den Stein als Baumaterial angewiesen ist, baut man vorwiegend rund. Dies ist durchaus einleuchtend, doch muß es nicht in allen Fällen gelten. Das alte Ägypten, welches ja so gut wie ausschließlich auf Steinmaterial angewiesen war, baute grundsätzlich viereckig. So wird es erlaubt sein, für die Rundbauten Maltas auch noch ein anderes Element zur Erklärung hinzuzuziehen: der alten Mutterreligion entsprach in frühester Zeit ein Kult, der in Höhlen und Grotten stattfand; die steinernen Rundbauten Maltas ahmen noch viel später solche alten Höhlenkultorte nach. Der Kult der Fruchtbarkeitsgöttin vollzieht sich also im Erdenchoß, und diesem Wesensmerkmal wird auch noch in späterer Zeit Rechnung getragen, indem man die Tempelbauten so anlegt, daß ihre Innenräume wie ein chthonischer Mutterleib anmuten.

Über die Einzelheiten des altmaltesischen Kults wissen wir naturgemäß wenig; aufs Ganze gesehen jedoch ist sicher, daß diese Religion orientiert war an der Fruchtbarkeit und an der Lebens-



Tonstatuette aus dem Hypogäum, dem unterirdischen Kultraum auf Malta (Museum in La Valetta)

erhaltung. Das Hypogäum in Malta diente sicherlich dem Ahnenkult, man war also dort dem Ursprung auch des eigenen Lebens nahe. Statuetten, die dort gefunden wurden, zeigen, daß wahrscheinlich in diesen unterirdischen Räumen Frauen im Inkubationsschlaf sich göttlichen Eingebungen öffneten; eine liegende Frauenfigur, heute im Museum von Malta zu sehen, ist nicht anders zu deuten. So hätten wir denn in dieser Religion mit einem chthonischen Orakelwesen zu rechnen, bei welchem aus der Tiefe der Erde heraus die göttliche Offenbarung vernommen wurde. Frauen waren es, welche diesen Auditionen lauschten: Es ist wohl nicht zu kühn, wenn man von hier aus eine Linie zieht, die schließlich bis nach Delphi und Epidauros führt. In Epidauros gab es ebenfalls, und dies noch in hellenistischer Zeit, den Inkubationsschlaf. Im Mittelpunkt des heiligen Bezirks stand die Tholos, ein Rundbau, mit einer labyrinthischen Kelleranlage, worin sich wohl noch späte Nachwirkungen der frühmittelmeerischen Mutterreligion zeigen, noch unter den völlig veränderten Voraussetzungen der neuen, olympischen Geistigkeit.

In der vorgeschichtlichen Fruchtbarkeitsreligion hat eine besondere Bedeutung der Stier, der die göttliche Zeugungskraft symbolisiert; schon in den frühesten Kultstätten des Orients finden sich Stierbilder und Stierhörner in großer Zahl, man denke etwa an Çatal Hüyük. Auch im minoischen Kreta war es nicht anders. Im rituellen Stieropfer wurde die Fruchtbarkeit der ganzen Natur erneuert. Die Hauptgötter der frühgeschichtlichen Zeit haben häufig Stierattribute, ja sie können selbst als Stier bezeichnet wer-

den: so leitet sich der Name des babylonischen Gottes Marduk vom sumerischen Amar Utuk ab, das heißt Jungstier des Sonnengottes. Der westsemitische Baal ist auch in späterer Zeit immer ein Stiergott gewesen; der Mythos von Zeus, der als Stier die Europa entführt, zeigt, daß auch der griechische Hochgott in früherer Zeit als Stiergott galt. Man geht nun wohl nicht fehl, wenn man die heutigen provençalischen und iberischen Stierspiele und Stierkämpfe auf diese alten religionsgeschichtlichen Ursprünge zurückführt. Freilich muß man sich dabei auch der durch die geistige Entwicklung bedingten Unterschiede bewußt sein. Die Stierkämpfe Spaniens haben heute natürlich einen rein weltlichen Charakter. Auch hat es im alten Kreta nie Stierkämpfe gegeben, sondern nur den heiligen Stiersprung, wie ja auch in minoischer Zeit der Stier selbst lediglich das heilige Opfertier war, nicht jedoch der Gegenstand eines eigentlichen Stierkultes. Dennoch lebt in dem blutrünstigen Schauspiel der Corrida noch etwas nach von dem alten Mysterium, welches in früherer Zeit mit der Vorstellung vom heiligen Stier verbunden war. Es ist sicher kein Zufall, daß der leidenschaftliche Liebhaber der Stierkämpfe, Picasso, unentwegt das Thema der Minotauromachie darstellt. In der spanischen Corrida ist der alte Mythos zu einer Art von rituellem Kampfspiel umgeformt worden; seine tiefste Bedeutung erschließt sich letztlich vom Sagenmotiv der Theseus-Tat her, welche zu verstehen ist als die Überwindung der alten chthonischen Religionsstufe durch eine neue, männlich bestimmte, heroische Ära.

Kult und Ritus der ältesten Mittelmeerreligion waren seit dem Ende des zweiten Jahrtausends überall verschwunden; dennoch ist diese Religion nicht ohne geistige Nachwirkungen geblieben. Ich sehe diese unterschwellig Relikte vor allem in drei seelischen Eigenheiten, die wir am Menschen des Mittelmeerraumes noch bis zum heutigen Tag beobachten können.

Hier ist, erstens, zu nennen die unverminderte Bedeutung der Groß-Sippe. Während man im mittleren und nördlichen Europa als echte Lebensgemeinschaft nur noch die Klein-Familie kennt, gibt es im Mittelmeerraum immer noch die Groß-Sippe, den Clan. Man braucht nur einmal zu beobachten, in welcher Form etwa eine Matrone auf einem südspanischen oder süditalienischen Bahnhof verabschiedet oder empfangen wird: Hier marschieren Dutzende von Verwandten aller Altersklassen auf, um die „große Mutter“ gebührend zu ehren. Im Zusammenhalt der Groß-Sippe wirkt sich ein Gemeinschaftsgefühl aus, welches das Ahnentum und die Blutsverwandtschaft außerordentlich hoch achtet. Dies

geht auf uralte mittelmeerländische Grundanschauungen zurück. Damit ist nun, zweitens, eine stark entwickelte Sinnhaftigkeit verbunden. Das Denken und Empfinden des mittelmeerischen Menschen ist stärker an den konkreten Wirklichkeiten des leiblichen Daseins orientiert als bei nördlicheren Bevölkerungen. Dies läßt sich beispielsweise in der Kunstgeschichte beobachten. Es ist kein Zufall, daß die spiritualisierte Gotik im Süden nie einen rechten Eingang gefunden hat; hier ist alles sinnlicher, diesseitiger, daseinsbejahender. Und auch bei Mystikern und Visionären, deren es ja in Südeuropa nicht wenige gegeben hat, ist die geschaute Bilderwelt weit gegenständlicher als im Norden: ein Meister Eckehart ist im Mittelmeerraum nicht vorstellbar.

Ein dritter Wesenszug, der auf uraltes Erbe zurückgeht, ist die hohe Bedeutung der Erotik. Die kühlere Unbefangenheit nördlicherer Breiten ist wiederum im Mittelmeerraum nicht zu finden, gerade in der betonten Abschirmung der Frau läßt sich ein Element feststellen, welches, auch in der Negation, auf ein näheres Verhältnis zum Eros schließen läßt. Dies gilt auch im Religiösen. Ein sublimierter Eros fällt den Nordländern gerade im christlichen Bereich des Südens besonders auf, er läßt sich, in aller Verfeinerung, auch in der kirchlichen Kunst nicht übersehen.

Diese Wesenszüge des mittelmeerländischen Charakters sind letztlich zurückzuführen auf ein durch die Jahrtausende nachwirkendes geistiges Erbe der uralten Religion, welche an Fruchtbarkeit, Mütterlichkeit und Sippenkollektiv orientiert war.

Die mythologische Religion des ersten Jahrtausends

Im frühen ersten Jahrtausend begann die griechische Kolonisation des westlichen Mittelmeerraums. Großgriechenland, die Südküsten Frankreichs und Spaniens wurden durch griechische Handelsniederlassungen erschlossen. Griechische Mythologie überformte die altitalischen und kelt-iberischen Religionen. Das Erlebnis der griechischen Kolonisation im Westen schlug sich dann wiederum in der heimatlichen Dichtung nieder: Der Sagenkreis um Odysseus ist das große Dokument dieser Erfahrungen; und Herakles mußte bis zum äußersten Westen gekommen sein, wo Atlas den Himmel trägt; die Elysischen Inseln und Atlantis gehören alle in den fernsten Westen. Die uralte Ost-West-Trift der Kulturgeschichte hat ihre Analogie auch in den mythischen Vorstellungen. Die religiöse Bedeutung des Westens geht zurück einmal auf das alte Ägypten, wo der West-Horizont den Eingang in die Totenwelt bedeutet, in der Osiris herrscht. Zum andern aber wird auch ein echtes historisches Erinnern lebendig geblieben

sein, welches den eigenen Aufstieg als abendländische Loslösung von der östlichen Herkunft verstand: Zeus entführt die Europa – semitisch „ereb“ = Abend – nach Westen. Es könnte sein, daß dieser geistige Westtrend, der auf uralte Erfahrungen zurückgeht, bis in die Wikingerzeit und noch lange darüberhinaus eine sehr konkrete Rolle gespielt hat.

Die griechische Geistes- und Religionsgeschichte hat sich im kolonialen Westen reich entfaltet. Es sei nur erinnert an den Aufenthalt des Aischylos in Sizilien, an seine Tragödie „Die Frauen von Aitna“ und seinen Tod in Gela; in Syrakus sind Dramen von ihm inszeniert worden. Es ist weiter zu erinnern an die Philosophenschule von Elea in Unteritalien, an Empedokles, an Platon am Hof des Dionysios. Auch von daher ist es zu verstehen, daß griechischer Geist und griechische Religiosität den ganzen westlichen Mittelmeerraum eroberten. Die römische Religion hat sich der griechischen Mythologie voll und ganz geöffnet; und noch in der Spätantike haben griechisch-gnostische Kreise im westlichen Mittelmeerraum eine bedeutsame Rolle gespielt.

Die synkretistische Gnosis war schließlich das große Sammelbecken, welches alle möglichen Elemente aus verschiedensten Religionsbereichen zusammenfaßte. Eine besondere Bedeutung für die Religionsgeschichte hatte in der Spätantike auch die jüngere Stoa, welche ihr philosophisches Gedankengut mit zahlreichen religiösen Elementen verband. Eine der bedeutendsten Gestalten dieser jüngeren Stoa muß in unserem Zusammenhang besonder genannt werden: es ist der aus Córdoba stammende Seneca. Auch die phoinikisch-punische Religion hat sich schließlich der griechisch-römischen Gestalt angepaßt. Dies war um so eher möglich, als beide Religionen von gemeinsamen Ursprüngen herkommen. Im Anfang des ersten Jahrtausends war die phoinikische Religion der griechischen noch durchaus nahe. Der phoinikisch-kanaanäische Baal ist als Blitze schleudernder Wettergott – Hadad – eine Erscheinungsform des vorwärtsstürmenden jungen Hauptgottes der dritten Göttergeneration: bei Churritern und Hethitern heißt er Teschub, in Ägypten zieht er als Reschef ein, die Griechen sehen bald ihren altindogermanischen Himmelsgott Zeus in derselben Gestalt, als ausschreitenden, das Blitzbündel schwingenden Siegesgott, der sich die Zukunft eröffnet. Der Mythos des Hesiod von den Göttergenerationen geht zurück auf das nordsyrisch-churritische Sagengut um Kumarbi und Teschub. Die Sagen aus Ugarit stehen in engen Beziehungen zum kanaanäischen Bereich einerseits, zum griechischen andererseits.

Beide Zweige dieser mythisch-polytheistischen Religion sind aus demselben Stamm hervorgegangen.

Freilich hat die phoinikisch-punische Religion im Lauf der Geschichte dann einige charakteristische Besonderheiten entwickelt. Das Zentrum dieser Religion war im Westen Karthago, die Gründung von Tyros, deren semitischer Name Qart Chadascht nichts anderes heißt als Neustadt, Neapolis.

Der Hauptgott dieser Stadt war Baal-Hammon. Es ist der junge kanaanäische Wetter- und Fruchtbarkeitsgott, den wir schon aus den Texten von Ugarit kennen, die gemeinsemitische Hauptgestalt der jüngsten Göttergeneration. Sein Beinamen Hammon bezieht sich vielleicht auf die Räucheraltäre (Hammanim), die ihm zu Ehren errichtet wurden. Völlig fehlt im punischen Bereich der ältere semitische Gott El; wahrscheinlich verhält es sich so, daß der junge Baal als Hauptgott der Kolonisten im Neuland alle Züge dieses in der Heimat bereits etwas zurücktretenden El in sich aufgenommen hat. Baal ist nun auch der Himmelsgott geworden. Eine Sondergestalt dieses Gottes wird ausdrücklich Baal Qarnaim, „Herr der beiden Hörner“ genannt, nach zwei Bergspitzen, bei denen ein Heiligtum von ihm stand. Diese beiden Bergspitzen sieht man über dem weiten Golf von Tunis, ihr Name ist heute Dschebel-bu-Qurnein, Hörnerberg. Sie erinnern damit noch an den alten Namen des gehörnten Baal. Das Hörnerattribut Baals weist wiederum auf die frühgeschichtliche Vorstellung vom Stier-Gott hin; Baal wird in den ugaritischen Texten nicht selten Stier genannt. Der Name der karthagischen Burg Byrsa bedeutet Stierhaut; nach der Sage hat Dido aus einer Rinderhaut einen Riemen geschnitten und damit den Raum der künftigen Akropolis umspannt. Auch in diesem Namen lebt die alte Bedeutung des Stiers weiter, altorientalische und altmittelmeerische Vorstellungen hatten sich also noch in der punischen Baal-Religion erhalten.

Der Gott Baal wird, vor allem in späterer Zeit, häufig mit seiner Gemahlin zusammen genannt, der Tinnit. Der Name dieser Göttin ist noch nicht gedeutet, vielleicht handelt es sich um ein Wort libyschen Ursprungs. Tinnit ist identisch mit der in Phönikien Anath genannten Fruchtbarkeitsgöttin, die zugleich als Himmelsjungfrau und Liebesgöttin angesehen wurde. Auf zahlreichen punischen Stelen sieht man die Embleme dieses Götterpaares: ein senkrechter Strich mit Hörnern symbolisiert Baal, ein Dreieck mit einem darübergesetzten Kreis die Tinnit. Der afrikanische Kaiser Septimius Severus hat der Tinnit auf dem römischen Kapitol einen Tempel errichtet: so hat die Himmels-

jungfrau von Karthago schließlich ihre Herrschaft in der römischen Metropole selbst aufzurichten vermocht.

Der Besucher Karthagos findet die Überreste aus punischer Zeit vor allem an der Stätte, die nach Flauberts Novelle den Namen Salambo bekommen hat. Es ist die Begräbnisstätte Tophet, wo zahlreiche Grabstelen zu sehen sind. Im Tophet sind viele Kinder beigesetzt worden, die, wie Diodor, Plutarch und Minucius Felix erzählen, den Göttern geopfert worden sind, vor allem dem „Saturn“. Man hat aus biblischen Texten geschlossen, daß der Gott der Kinderopfer im kanaanäischen Bereich unter dem Namen Moloch – König – verehrt wurde. Neuerdings hat sich jedoch die Auffassung durchgesetzt, daß das Wort Moloch einfach Opfer bedeutet (punisch *mlk*). Solche Kinderopfer waren für die punische Religion charakteristisch. In diesem entsetzlichen Kultbrauch hat sich die uralte Vorstellung von der Heilswirksamkeit des Opferblutes bis in verhältnismäßig späte Zeiten durchgehalten. Erst die Römer haben diesem Brauch ein Ende gemacht.

Das Christentum

Im Römerbrief (15,23 ff.) äußert der Apostel Paulus die Absicht nach Spanien zu reisen; daran knüpfen die Überlieferungen von seinem Spanienaufenthalt an. Die Frage ist jedoch nicht bündig zu entscheiden. Eine Spanien-Reise des Paulus hätte zur Voraussetzung gehabt, daß der Apostel nach seiner römischen Gefangenschaft noch einmal freigekommen wäre und erst längere Zeit nach der Neronischen Verfolgung das Martyrium erlitten hätte: doch darüber läßt sich nichts Gewisses ausmachen. Die Absicht des Apostels ist jedoch klar. Nach Römer 11, 25 hat er erwartet, daß Israel, dessen Bekehrung ihm ein Herzensanliegen war, den Christusglauben dann annehmen werde, wenn die ganze heidnische Ökumene missioniert sei. Das hieß aber für ihn, daß er unbedingt die Westhälfte der bekannten Welt besuchen müsse, deren Grenze durch die Säulen des Herakles bestimmt war: bis dahin wollte er seine Botschaft tragen. Doch waren die Traditionen über eine Wirksamkeit des Paulus in Spanien, etwa in Tarragona, niemals so eindeutig wie in der Osthälfte des Römerreichs. So sind denn auch in der Westhälfte niemals Patriarchate entstanden, welche es an Ansehen mit den alten Apostel- und Evangelistenstädten Jerusalem, Antiochia und Alexandria hätten aufnehmen können. Selbst das bedeutende Karthago konnte in der christlichen Ära gegenüber dem traditionellen Übergewicht der Metropole Rom, wo Petrus und Paulus beigesetzt waren, nicht recht aufkommen. Dazuhin zehrte noch das christliche Rom von dem alten Mythos der *Roma aeterna*, es war und blieb die unbe-

strittene Kapitale der westlichen Ökumene. Von daher erklärt sich zum Teil der Primat des römischen Bischofsamts, welches wohl in den Patriarchaten des Ostens gewisse Gegengewichte fand, im Westen jedoch schon früh einen unbestrittenen Vorrang erlangte. Im römischen Westen war man auch hinsichtlich der Religion stets mehr an Fragen der Ethik, des Rechts und der Gerechtigkeit orientiert als im mehr von mystischen Strömungen beherrschten Orient. Die großen westlichen Kirchenlehrer waren zum Teil hochgebildete Juristen, wie Tertullian und Augustin. Mit der Orientierung an Ethik und Recht verbindet sich auch stets eine besondere Aufgeschlossenheit für die Historie, denn in der Historie wie im Rechtswesen geht es ja in erster Linie um die menschliche Entscheidung für die richtige Wahl des Weges. Die abendländischen Kirchenväter, von denen im folgenden kurz die Rede sein soll, haben ihre größten Leistungen auf dem Gebiet der Ethik, des Kirchenrechts und der Geschichtstheologie vollbracht.

Will man auch Lyon zum Mittelmeerraum zählen, so muß man in unserem Zusammenhang vor allem den großen Lugdunenser Bischof *Irenäus* nennen (geb. ca. 142). Er hat als erster eine universale Geschichtstheologie entworfen. Dieses Denken geht zwar auf seine kleinasiatischen und syrischen Lehrer zurück, besonders auf Theophilus von Antiochia; doch gebührt Irenäus die Ehre, dieses Denken zu einem gewaltigen Geschichtsbild von der Schöpfung bis zur Endzeit ausgebaut zu haben.

In Karthago wirkte Septimius Florens *Tertullianus* (geb. ca. 150) als Rhetor, Philosoph und Jurist, der erste große nur lateinisch schreibende Theologe, Verfasser einer umfangreichen Traktat-Literatur. Seine Stärke lag besonders in der Virtuosität, mit der er präzise Formeln für theologische Sachverhalte schuf, die später für die christliche Dogmatik allgemeine Bedeutung gewannen. Auf ihn gehen theologische Begriffe zurück wie Trinitas, Substantia, Vitium originis (Erbsünde), Meritum (Verdienst), Satisfactio (Genugtuung), Sacramentum. Er ist es gewesen, der der späteren ausgebildeten Trinitätslehre die Formulierung „Eine Substanz und drei Personen“ zur Verfügung stellte. Sein Denken war zugleich ganz auf die kirchliche Lehrautorität ausgerichtet: Der Glaube der Kirche ist unbezweifelbar, auch wo er die Wahrscheinlichkeit gegen sich hat. Am Ende seines Lebens verließ er die katholische Kirche und trat zu der rigoristischen Sekte des Montanismus über, wo sein Bedürfnis nach äußerster Strenge der Lebensführung mehr Befriedigung fand als in der Großkirche, die sich nach seinem Verständnis zu sehr auf Weltläufigkeit eingestellt hatte.

Der Bischof von Karthago Thascius Caecilius Cyprianus (geboren 201) war wie Tertullian Rhetor und Jurist. Auch er hat in zahlreichen Schriften zum rechtlichen Ausbau des Kircheninstitutes Wesentliches beigetragen. Wenn auch bei Cyprian noch die Zusammenfassung der Kirche unter einem Oberhaupt fehlt, so stellt er doch heraus, daß es ein göttliches Heil nur gibt durch das Bischofsamt. Alle Bischöfe sind die Erben des Petrus, Cyprian ist der Schöpfer der episkopalistischen Kirchenrechtstheorie. Auch hier zeigt sich wieder das lateinische Rechtsdenken: die Theorie von der Sukzession der Bischöfe ist durchaus vom Erbrecht her zu begreifen.

Um 250 brach die erste allgemeine Christenverfolgung aus. Bis dahin hatte es immer nur in einzelnen Städten Verfolgungen gegeben, so in Rom, in Lyon, und in Karthago, wo um 180 die Märtyrer aus dem numidischen Scili und um 202 die Glaubenszeuginnen Perpetua und Felicitas hingerichtet wurden; die Grabkapelle der beiden Märtyrerinnen ist im karthagischen Amphitheater zu sehen. Der tüchtige Kaiser Decius war bestrebt, die alte römische Virtus nach Kräften zu fördern, und er fand, daß vor allem das Christentum eine entnervende und verweichlichende Wirkung ausübe. Das tausendjährige Jubiläum der Stadtgründung Roms veranlaßte ihn, Maßnahmen anzuordnen, welche die Kirche als, wie er meinte, Erzfeindin der altrömischen Tugend auslöschen sollten. In dieser schweren Leidenszeit, welche über die großen Gemeinden im ganzen Reich hereinbrach, hat Cyprian zunächst versagt: er entzog sich der Verfolgung und verbarg sich. Als die Verfolgung im Jahr 258 neu aufflammte, stellte er sich jedoch den Häschern und wurde in Karthago öffentlich enthauptet.

Aurelius Augustinus ist geboren im Jahr 354 in Thagaste in Numidien. Auch er studierte Rhetorik und Philosophie, nach Studienjahren in Karthago kam er als Lehrer der Rhetorik nach Rom und schließlich in die Residenzstadt Mailand, wo er Verbindung mit dem großen Bischof Ambrosius bekam. Nach seinem Bekehrungserlebnis 386 ließ er sich durch Ambrosius taufen und wurde bald danach Presbyter in Hippo Regius, dem heutigen Bône in Tunesien. Seit 395 war er Bischof in dieser kleinen Stadt und blieb es bis zu seinem Ende im Jahr 430. Kurz vor seinem Tod hat noch der Wandalenkönig Geiserich versucht, ihn für sein neues Staatswesen zu gewinnen, jedoch ohne Erfolg. Augustin blieb Römer.

Viel bedeutsamer als diese nicht allzu bewegte äußere Lebensgeschichte ist seine innere. In Augustin steht, am Ende der Antike,

vor uns ein Mensch, in dem schon viel Mittelalterliches, ja Modernes vorgebildet ist, dieser letzte große Denker der Antike ist zugleich der erste große nachantike Abendländer. In seinen *Confessiones* stellt er eine Seelengeschichte dar, wie es sie bis dahin noch nicht gegeben hatte. Man geht nicht fehl, wenn man ihn als Entdecker der Seelentiefe, als ersten großen Psychologen bezeichnet. Die Schilderungen seines inneren Werdens ergreifen noch den heutigen Leser. Als Jüngling unruhig umhergetrieben zwischen den „Freuden der Welt“ und einer höheren Geistigkeit, fand er zunächst in Ciceros Philosophie Befriedigung. Danach trat er einer manichäischen Sekte bei, deren Dualismus ihm sein eigenes Hin- und Hergerissensein zwischen Gut und Böse verständlich machte. Dann jedoch wandte er sich von dieser deterministischen, ja, wie er sie nannte, materialistischen Lehre ab und gewann im Neuplatonismus einen Zugang zum Begriff des rein Geistigen; schließlich fand er seine Ruhe in einem asketischen Christentum, dessen Grundanschauung bei ihm stets mit neuplatonischen Vorstellungen verbunden blieb.

Das Leitmotiv dieser Entwicklung hat er selbst formuliert in dem großartigen Satz: *Fecisti nos ad Te, et inquietum cor nostrum, donec requiescat in Te; Du hast uns auf Dich hin geschaffen, o Gott, und unruhig ist unser Herz, bis es seine Ruhe findet in Dir!* Augustins Grunderfahrung war, daß er, der sich Sträubende, geradezu wider seinen eigenen Willen von der Gnade ergriffen, daß er durch göttlichen Zwang zur Freiheit geführt wurde. Von da aus versteht sich seine intensive Beschäftigung mit den Rätseln der Seele, die, gerade wo sie frei zu sein meint, im Innersten unfrei ist. Die Entdeckung der Seelentiefe und ihre Darlegung ist die erste der vier großen geistigen Schöpfungen, die wir Augustin verdanken. Seine zweite Leistung ist die Erarbeitung eines vertieften Kirchenbegriffs. In Nordafrika hatte sich seit nahezu einem Jahrhundert die Sekte der Donatisten ausgebreitet. Sie beherrschte dort vor allem das Land und war an Kopffzahl der katholischen Kirche stark überlegen; auch fehlte es nicht an terroristischen Akten dieser Fanatiker. Der Donatismus war entstanden in der diokletianischen Verfolgung. Eine Gruppe von rigoristischen Christen um den Priester Donatus löste sich damals von der Großkirche, als der Verdacht aufgekommen war, daß ein Bischof während der Verfolgungszeit seinen Glauben abgeschworen hätte. Die Donatisten vertraten von nun an die Lehre, daß Sakramente nur wirksam seien, wenn sie von Priestern gespendet würden, die ohne Todsünde waren. Die donatistische Kirche verstand sich als eine auserwählte Gemeinschaft der Heiligen, die

mit der Weltkirche nichts zu tun haben wollte. Augustin trat leidenschaftlich gegen diese Heiligkeitsgemeinschaft auf. Gerade er, der nun in strenger Askese die Freiheit des Christenmenschen erlebte und den „Freuden der Welt“ völlig entsagte, gerade er vertrat den Standpunkt, daß dies ein freies Geschenk Gottes sei und niemals als Leistung angesehen werden könne; wenn ständig nach dem Sündenstand des Priesters gefragt werden muß, so gibt es überhaupt keine Gewißheit der vermittelten Gnade; vor allem aber hatte Augustin erkannt, daß Gottes Gnade stärker sei als die menschliche Sünde, und daß Gott auch durch sündige Werkzeuge sein Werk vollbringt. Diese Anschauung hat sich dann allgemein durchgesetzt und ist grundsätzlich von den Kirchen aller Konfessionen übernommen worden.

In verschiedenen Synoden zu Karthago hat Augustin im Gespräch mit donatistischen Führern diese Anschauung so überzeugend vertreten, daß schließlich die römische Behörde entschieden auf seine Seite trat und den Donatismus verbot. Augustin hatte die Einheit der Kirche Afrikas gerettet. Wenn uns Heutigen auch die Zuhilfenahme des Staates hierbei nicht zusagt, so müssen wir doch anerkennen, daß Augustin den Donatismus in erster Linie geistig überwunden hat: sein „Kirchenkampf“ war eine theologische Leistung.

Das dritte große Thema Augustins war der Bereich der Lehre von Sünde und Gnade. Als die Angeln und Sachsen nach Britannien vorstießen, verließen zahlreiche Alteingesessene die Insel, unter ihnen auch der Mönch Pelagius. Dieser Theologe kam auf seinem Fluchtweg über Rom, wo er eine Zeitlang lehrte und predigte; seine Lehre erregte erhebliches Aufsehen, obwohl sie der Vulgäranschauung der alten Kirche nicht allzusehr widersprach. Pelagius zog dann weiter in den Orient, ohne noch in den durch ihn ausgelösten Streit einzugreifen.

Die Lehre des Pelagius läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß Christus ein bloßes sittliches Vorbild für den Menschen sei und der Mensch, von diesem Vorbild angeregt und beflügelt, aus eigener Kraft sich das Heil verschaffen könne. Wiederum mußte dieser bläßliche Rationalismus auf Augustins scharfen Widerspruch stoßen. Der Kirchenvater hatte genau das Gegenteil erlebt und erfahren! Er wurde, wie schon erwähnt, wider seinen Willen zur Freiheit geführt, die Freiheit des natürlichen Menschen mußte ein Trug sein. So entwickelte Augustin die Lehre von der Erbsünde, wonach das ganze Menschengeschlecht nach Adam eine massa perditionis, ein verlorener Haufe war. Doch darf man dies nicht naturalistisch mißverstehen. Augustin kommt es gerade darauf

an, zu zeigen, daß der Wille des Menschen nun das Böse will, daß es dem Sünder wohl ist in seinem Sündersein, „non inviti tales sumus“! Die Verlorenheit des Menschen besteht also gerade in seinem geheimen Willen zur Verlorenheit. Dies erinnert in manchem schon an Züge des modernen Existenzialismus. Die Gnade ergreift nun die Auserwählten und führt sie zur wahren Freiheit. Wiederum ist es die denkbar größte Antinomie, die Augustin kühn zur Geltung bringt: der Widerspruch von Notwendigkeit und Freiheit. Auch hier hat er, schon rein philosophisch gesehen, Bahnbrechendes für die Zukunft geleistet.

Der letzte hier zu nennende Komplex, der durch das Wirken Augustins eine entscheidende Klärung erhielt, war der Bereich der Geschichtsphilosophie. Die Völkerwanderungstürme, die Plünderung Roms durch die Westgoten und viele andere Katastrophen des beginnenden fünften Jahrhunderts lösten bei nicht wenigen Zeitgenossen Augustins die verzweifelte Frage aus: was haben wir denn nun durch das Christentum gewonnen? Es sah so aus, als rächten sich die alten Götter: Das Christentum erschien als Verhängnis für den römischen Staat. Gegen diese resignierte Auffassung entwarf Augustin seine großartige Geschichtstheologie in dem Werk *De civitate Dei*, Vom Gottesstaat. Vom Anfang der Geschichte an gibt es zwei Staaten auf Erden, sie finden sich schon in Kain und Abel. Der weltliche Machtstaat ist im Grund die *Civitas diaboli*, das Teufelsreich. Auch der kriegerische Römerstaat fällt unter dieses Verdikt Augustins, der sich doch zeitlebens immer stolz als Römer bekannt hat. Unter diesem Weltstaat führt der Gottesstaat auf Erden meist eine Existenz des Leidens und der Unterdrückung; er hat ein Abelschicksal. Dennoch kann es zu Zeiten vorkommen, daß der weltliche Staat sich mit dem Gottesstaat zusammenfindet und sich von ihm leiten läßt. Diese Möglichkeit wird von Augustin nicht stark betont, doch hat gerade diese Lehre eine unerhörte geschichtliche Auswirkung gehabt. Der Streit zwischen Kaiser und Papst im hohen Mittelalter ist von Augustins Geschichtstheologie her zu begreifen. Beide Partner in diesem Streit pochten darauf, daß sie berufen seien, die *Civitas Dei* auf Erden zu verwirklichen. Gerade diese äußerste Nähe der Kontrahenten war es, die den Streit so unversöhnlich machte.

Vor allem ist es aber die geistesgeschichtliche Seite an Augustins Lehre vom Gottesstaat, die diesem Denker einen führenden Rang unter den Geschichtsphilosophen zuweist. Nach dem ersten Versuch des Irenäus bedeutet Augustin den großen Höhepunkt einer Gesamtkonzeption der Weltgeschichte. Man darf wohl sagen, daß

von diesem Denker die geschichtsphilosophischen Entwürfe bis zum heutigen Tag mitbestimmt sind. Wer immer die Weltgeschichte als Ganzheit erfassen will, wird in irgendeiner Weise auf Augustins epochale Leistung zurückgreifen.

Augustin hat schon zu Lebzeiten in hohem Ansehen gestanden, er galt seinen Zeitgenossen als der Bedeutendste ihrer Epoche. Seine Wirkung auf die Nachwelt ist kaum zu ermessen. Die Theologie und Philosophie des Mittelalters und der Reformationszeit ist weithin von ihm bestimmt; man kann unter einem bestimmten Aspekt Scholastik wie Reformation als Typen verschiedener Augustindeutung verstehen. Er ist der größte Kirchenvater des Westens gewesen, zugleich der erste große nachantike Philosoph. Die abendländische Philosophie und Theologie bis in unsere Zeit haben durch Augustin einen ihrer wesentlichsten Impulse bekommen; diese Impulse sind also ausgegangen von afrikanischem Boden.

Es ist in diesem Rahmen nicht möglich, die Kirchengeschichte des westlichen Mittelmeerraums weiter aufzuzeichnen; dazu gehörte ja schon allein die umfangreiche Geschichte des Papsttums! Nur erwähnt werden soll wenigstens, daß vom südfranzösischen Raum aus die großen Ketzerbewegungen der Albigenser und Waldenser sich ausgebreitet haben, und daß andererseits in Italien, Südfrankreich und Spanien die großen Orden entstanden sind, welche die spätmittelalterliche Theologie zu ihrer Höhe geführt haben, die Franziskaner und die Dominikaner; und weiter ist noch auf den Jesuitenorden zu verweisen, der durch seine aktive Tätigkeit in der ersten Zeit weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen hat, und schließlich wiederum zu einem Hauptträger katholischer theologischer Forschung geworden ist.

Ebenfalls nur kurz erwähnt werden kann die Bedeutung des Judentums in diesem Raum. In Spanien und Nordafrika ist das Hauptgebiet des einen der beiden großen Zweige des nachantiken Judentums; hier sind die Spharden – Spharidim – ansässig. Von hier ausgehend traf sich dieser südwestliche Zweig dann mit dem nordöstlichen, der den Namen Askenase – Aschkenasim – führt, im Gebiet Nordgriechenlands, vor allem um Saloniki.

In Cordoba geboren ist der bedeutendste Geist des sephardischen Judentums, Moses Maimonides (1135–1204). Er hat unter dem Druck der muslimischen Herrschaft äußerlich den Islam angenommen und dennoch sein Judentum festzuhalten versucht. Dies begründete er mit einer sehr weitherzigen Auffassung von der wahren Religion, die sich in verschiedenen Ausprägungen auf Erden manifestieren könne; er wurde damit schon früh zu einem

Vertreter der Lehre von der höheren religiösen Wahrheit in allen Religionen. Die eigentliche Wahrheit fand er bei Aristoteles, und sein Schaffen, welches auf die spätere jüdische Philosophie von großem Einfluß war, ist vorwiegend bestimmt durch die Verbindung des Aristotelismus mit biblischen Gedanken. Er ist als Lehrer und Sekretär des Sultans in Kairo verstorben; sein Grab liegt bei Tiberias, wo es noch heute als ehrwürdige Gedenkstätte gepflegt wird.

Der Islam

Aus Córdoba stammt schließlich auch einer der größten islamischen Denker: Averroes-Ibn Ruschd – (1126–1198). Averroes ist der letzte große islamische Philosoph gewesen. Sein Hauptgegner war Al Ghasali, gegen dessen neuplatonische Aristoteles-Interpretation er eine durchaus eigenständige Deutung dieses griechischen Philosophen entwickelte. Nach Averroes gibt es keine individuelle Unsterblichkeit der Seele, der Intellekt ist einer und derselbe in allen Menschen. Die Welt ist als Materie so ewig wie die Form, der göttliche Schöpfungsakt; Allah ist der Schöpfer aller Dinge, ohne daß es dafür einen zeitlichen Anfang gäbe. Diese unerhörte Neuerung hat Averroes viele Anfeindungen eingebracht. Sie hat sich aber dann besonders in der abendländischen Philosophie stark ausgewirkt. An der Pariser Universität stand der Averroismus durch lange Zeit in hohem Ansehen, bis er dem kirchlichen Widerspruch erlag; er hat dann jedoch starken Einfluß auf die Entwicklung des Humanismus genommen.

Averroes behalf sich gegenüber den orthodoxen Einwänden seiner Glaubensgenossen mit der Lehre von der doppelten Wahrheit, die in schlichten Bildern dem Volk eine faßliche Lehre darbietet, in rationalen Kategorien jedoch philosophisch dargelegt werden will; letztlich jedoch sind die beiden Wahrheiten, die religiös-dogmatische und die höhere philosophische eine und dieselbe.

Noch ein weiterer großer islamischer Denker ist in unserem Zusammenhang zu nennen: Es ist der Geschichtsphilosoph Ibn Chaldun (1332–1406). Er ist in Tunis geboren und stand im Dienst nordafrikanischer Fürsten. Er hat eine Weltgeschichte geschrieben sowie eine Geschichte der Berber, eine unschätzbare Quelle für die Historie des „Maghrib al Aksa“, des „Äußersten Westens“. Die Einleitung zu seiner Weltgeschichte, die Muqqadima, enthält seine geschichtsphilosophischen Anschauungen, auf die neuerdings besonders Gerhard Nebel aufmerksam gemacht hat. Der Hauptbegriff Ibn Chalduns ist die 'Asabiya. Das Wort kommt von

'asaba, was verwickeln bedeutet. Die 'Asabiya ist leidenschaftliche Parteinahme, Gemeinschaftsgeist, Stammesbewußtsein, Nationalgefühl, alles in einem. Ibn Chaldun stellt fest, daß die 'Asabiya das tragende Element aller Geschichte ist. 'Asabiya gibt es vorwiegend bei kriegerischen Stämmen, die sich ihrer Zusammengehörigkeit bewußt sind; Volksgruppen mit starker 'Asabiya kommen zur Herrschaft, erobern und gründen Städte, in den Städten jedoch beginnt die allmähliche Auflösung dieser Größe. Der zunehmende Individualismus läßt nach etwa eineinhalb Jahrhunderten die 'Asabiya aufhören und ein Gemeinschaftswesen innerlich zerfallen, bis eine neue, primitive Gruppe mit einer stärkeren 'Asabiya wieder die Herrschaft an sich reißt. Damit hat Ibn Chaldun ein geheimnisvolles und tragisches Gesetz von gewalttätigem Aufstieg und mählichem Zerfall der Kulturkreise entdeckt, das in manchem schon an die Schau von Oswald Spengler erinnert. Es dürfte kein Zufall sein, daß dieser einsame, große Geschichtsdenker wiederum in den westmittelmeerischen Raum gehört, wo man seit altersher für die Gesetzmäßigkeit der Geschichte besonders aufgeschlossen war.

Ein weiteres bedeutsames Element in der Geschichte des westlichen Islam ist vertreten durch die in Spanien einige Zeit regierende berberische Dynastie der Almohaden (1147–1269). Dieser spanische Name kommt vom arabischen Al Muwachidun, dahinter steht das Wort Wachad, eins. Die Almohaden waren ursprünglich eine maurische Sekte, welche die Einheit Gottes energisch vertrat. Sie kämpften gegen die Almoraviden, wiederum eine Sekte und spanische Dynastie zugleich, die ihren Namen herleitete von Al Murabitun, worin das arabische Wort Ribat, Klausen, enthalten ist: Die Almoraviden (1036–1147) waren ursprünglich asketisch und weltabgewandt und lebten der Meditation über die zahlreichen Hypostasen Gottes. Die Almohaden dagegen wandten sich gegen diese, insbesondere auch noch durch den Aristotelismus und Averroismus vertretene Auffassung der divergenten Kräfte Allahs; Gott ist einer und er ist absolut jenseitig. Zugleich mit der absoluten Jenseitigkeit ist aber auch eine absolute Diesseitigkeit dialektisch zu behaupten, denn ohne diese Dialektik wäre Allah ja vom irdischen Geschehen völlig getrennt. Die almohadische Lehre fordert also eine entschiedene Distanzierung des einen unfaßbaren Gottes von allem Weltlichen, zugleich eine unfaßbare, nur im Glauben zu behauptende und zu verwirklichende Allgegenwart Allahs. Das letztere Moment



wirkt sich in dem religiösen Fanatismus der Almohaden aus, ihr Führer war der erwartete Mahdi, in ihrem politischen und kriegerischen Handeln wurde die Wirklichkeit Gottes präsent. Das erste Element jedoch, die absolute Transzendenz Gottes, zeigt sich vor allem in der späten maurisch-spanischen Kunst mit ihrer extrem abstrahierenden Tendenz.

Wir dürfen wohl auch in den Bauten der Nasriden-Dynastie (1269–1492) almohadischen Geist erkennen. Darauf hat vor allem Gerhard Nebel in seiner großartigen Interpretation der Kunst Granadas hingewiesen. In der Alhambra, dem vielleicht herrlichsten Bauwerk des Islam in Spanien, ja vielleicht des westlichen Islam überhaupt, zeigen sich beide Elemente des almohadischen Glaubensdenkens: einmal die absolute Jenseitigkeit der göttlichen Wirklichkeit, andererseits die unerhörte Nähe des so rätselhaften und allem Irdischen entrückten Geheimnisses Allahs. Weilt man im Innern der Alhambra, so ist es, als wäre alles entweltlicht, selbst die Schriftzeichen sind kaum mehr erkennbar, das Ornament hat ein Äußerstes an Abstraktion erreicht. Zugleich rückt diese fremde Jenseitswelt unheimlich und beseligend nah, die rätselvollen Arabesken wirken wie ein Hereindringen der transzendenten Wirklichkeit Gottes in unsere irdische Welt. Im Bereich des westlichen Islam sind zahlreiche Bewegungen entstanden, welche die Ursprünge und Anfänge des Glaubens gegen neuere Überfremdungen wieder herzustellen versuchten. Vom Westen her kam die Dynastie der Fatimiden nach Ägypten, im Westen wurde die Blutsverwandschaft mit Ali und also auch mit dessen Schwiegervater Muhammed stets besonders hoch gehalten. Die Scherifen Marokkos leiten sich von den Aliden ab. Die schiitische Partei des Islam sieht das Charisma der lebendigen Offenbarung vorwiegend an die Blutsverwandschaft mit Mohammed gebunden, deshalb ist es von hoher Bedeutung, daß sich religiöse Führer auf Ali zurückführen können. Nun ist freilich der genealogische Zusammenhang zahlreicher nordwestafrikanischer Aliden mit dem Schwiegersohn des Propheten nichts anderes als nachträgliche historische Konstruktion; aber wenigstens in der Theorie muß die Blutsverwandschaft „nachgewiesen“ sein. Die sunnitische Partei dagegen, welche ihren Mittelpunkt heute in der Al Azhar-Moschee in Kairo hat, findet das Charisma der Religion in der rechten Lehre, die durch konziliare Übereinstimmung der verschiedenen Schulen dogmatisch hergestellt wird. So sehen wir also im islamischen Westen nicht von ungefähr ein religiöses Element wirksam, welches, auf altmittelmeerische Vorstellungen zurückgehend, auch in islamischer Gestalt seine Aus-

prägung findet: die hohe Bedeutung von Blutsverwandtschaft und Sippenerbe. Das schließt nicht aus, daß, von historisch völlig anderen Voraussetzungen aus, auch im östlichen Bereich die schiitische Richtung starke Anhängerzahlen aufweist; sicherlich hat aber im Westen das altmittelmeerische Element dazu beigetragen, die Schi'a besonders stark einwurzeln zu lassen. Damit hängt auch zusammen der insbesondere in Marokko sehr lebendige Fanatismus des Islam und auch die Strenge, mit der Ungläubige von den heiligen Stätten ausgeschlossen werden; die Heiligkeit von Orten, Gräbern und Monumenten verschiedener Art wird hier in mancher Hinsicht sehr viel massiver, dinghafter, ja magischer aufgefaßt als etwa in Ägypten oder Syrien.

Schlußbetrachtung

Es gilt auch für die islamische Sphäre, daß der Westen zunächst Kolonialboden für die östliche Religion gewesen ist. Aus der Kolonie entstanden dann mächtige neue Kräfte, die wiederum auf den Ursprungsbereich zurückwirkten. Zugleich bleibt aber im Westen die alte, aus chthonischem Grund wirksame religiöse Macht ungebrochen am Leben, auch in jeweiliger neuer Form. Auch der westliche Islam ist durch zahlreiche charakteristische Züge mit der gesamten Religionsgeschichte des Westmittelmeerraums verbunden.

Dieser Raum hat in der Religionsgeschichte alles vom Osten erhalten; aber er hat dieses Gut in eigenständiger Weise verarbeitet und daraus neue, mächtige Ausgestaltungen entstehen lassen, die dann ihrerseits befruchtend zurückwirkten. Der Mensch im Westen des Mittelmeerraums hat eine eigenartige Kraft und zugleich Elastizität entwickelt, die ihn besonders befähigte, in jeder geistigen Phase ganz und gar geschichtlich zu existieren. Wir sahen schon, wie stark das Geschichtsbewußtsein in diesem Raum sich in großen historischen Entwürfen manifestiert hat; es ist das Bewußtsein der eigenen Herkunft und der zielgerichteten Dynamik des jeweils neuen Augenblicks: Alles ist alt und hat sein Herkommen, alles Herkommen drängt aber unaufhörlich neuen Entscheidungen und neuen Gestaltungen zu. Geschichte entsteht aus zwei Grundelementen: aus traditionellem Beharrungsvermögen einerseits, aus Beweglichkeit, Anpassungsfähigkeit und Entscheidungskraft andererseits. Die 'Asabiya des Ibn Chaldun scheint das geheime Movens auch der westmittelmeerischen Religionsgeschichte zu sein.

DIE ENTSTEHUNG DES ANTIKEN DRAMAS

Drama ist ein griechisches Wort und bedeutet in seinem ursprünglichen Sinne nichts anderes als „Handlung“. Gemeint ist freilich die „Kulthandlung“, der zu Ehren einer bestimmten Gottheit seit Urzeiten durchgeführte Ritus an bestimmten Festen, insbesondere das von Satyrn tänzerisch vorgetragene mimische Spiel zu Ehren ihres Herrn Dionysos. Aus diesem Mummenschanz der „Waldschräte“ im Gefolge des Dionysos, wie der Archäologe Ernst Buschor die Satyrn zu bezeichnen pflegte, ergab sich das Bühnenspiel, in seinen Anfängen demnach nichts anderes als das dionysische Kultspiel.

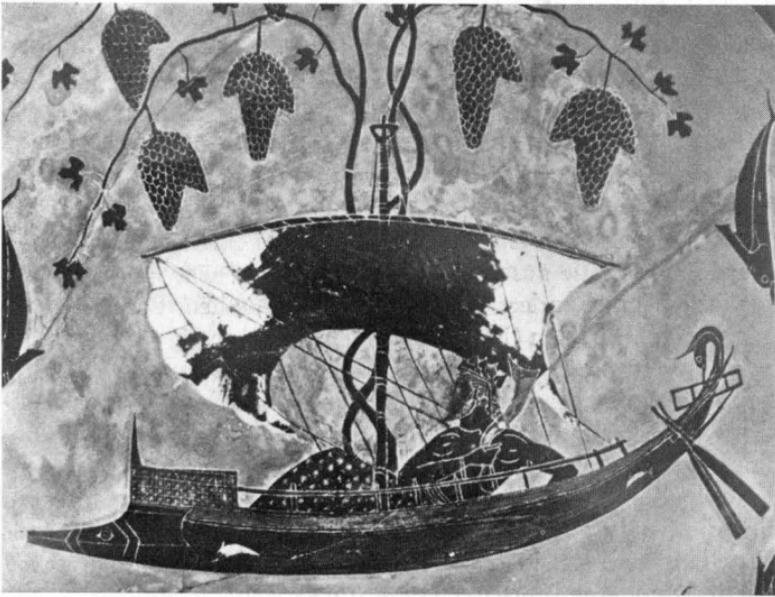
Es ist daher in diesem Zusammenhang unerlässlich, über die Herkunft des Dionysos und seinen Kult bei den Griechen ein paar Worte zu sagen, die zum Verständnis des Dramas entscheidend beitragen.

Dionysos und seine Kulte

Im Schatten der Weinranken, die den Mastbaum umschlingen, lang hingestreckt auf seinem von sieben Delphinen umtanzten Schiff, so segelt Dionysos über das Meer, um seine Gabe, den Wein, zu den Griechen aus dem fernen Lydien – anderen Quellen zufolge aus Thrakien – zu bringen. In einer Zeit, da Homers Gesänge in Griechenland noch unbekannt waren, hielt Dionysos seinen Einzug in Attika, wo ihm ein freundlicher Empfang bereitet wurde. Von hier aus zieht der Gott in Begleitung seines Gefolges, der bocksbeinigen Satyrn, der eselsohrigen Silene und der thyrsoschwingenden Mänaden in Griechenland umher, um seine berauschende Gabe überall einzuführen.

Freilich dürfte die Gottheit nicht überall freundlich aufgenommen worden sein, sondern sie mußte manchen Widerstand besiegen: so stellte sich dem Dionysos in Theben König Pentheus entgegen. Dionysos gewinnt jedoch die Thebanerinnen, die nun mit ihm als Mänaden umherziehen. Um sich aber an Pentheus zu rächen, läßt ihn der erzürnte Gott in Frauenkleidern ins Gebirge ziehen, um das Treiben der vom berauschenden Wein in Ekstase geratenen Mänaden zu beobachten; diese, und unter ihnen auch Pentheus' Mutter Agaue, entdecken ihn und zerreißen ihn im Wahne, er sei ein wildes Tier.

Dionysos, der im homerischen Epos noch eine durchaus zweit-rangige Stellung in der Hierarchie der Götter innehat, steigt in



Dionysos, der Gott des Weines und Tanzes. Schale eines Töpfers namens Exekias, etwa um 540 v. Chr. (Antikensammlung München).

jüngerer Zeit zu größerer Bedeutung auf. Er gehört freilich niemals zu den olympischen Gottheiten, die das Erdengeschehen von ihrem Palast im Olymp hoheitsvoll beherrschen, sondern er steigt als echte Natur- und Vegetationsgottheit zu den Menschen herab und zieht sie – insbesondere Frauen (vgl. die Frauen des Pentheus) – in seinen Bann. Und eben als Naturgottheit, als Spender der Fruchtbarkeit und Beschützer des Weinbaus ist Dionysos mit jenen kleinasiatischen Göttern verwandt, die mit der Natur leben und sterben: so steigt auch Dionysos – von den Orphikern Zagreus genannt – zu Beginn des Winters in die Unterwelt hinab (man vergleiche den Demeter-Kore-Mythos) und kehrt erst beim Wiedererwachen der Natur im Frühling zurück. Während daher die orgiastischen Kultfeiern zu Ehren des Dionysos meist nächtlich im Laufe des Winters stattfanden, wurde die Rückkehr des Gottes zur Oberwelt im Frühling gefeiert.

Die größten zu Ehren des Dionysos abgehaltenen Feste waren die ländlichen und städtischen Dionysien sowie die Anthestieren. Die ländlichen Dionysien waren wohl das älteste zu Dionysos' Ehren eingerichtete Fest im Monat Poseidon (November-Dezember): ursprünglich ein einfacher Segensritus, bei dem in feierlichem Zug unter Vorantragung eines Phallos als Fruchtbarkeitssymbol gute Ernte erfleht wurde, war dieses Fest spä-

ter ein mit Mummenschanz und Spielen verbundenes Volksvergnügen, bei dem es manchmal recht derb zuging. Das beliebteste Spiel bei diesem auf dem Lande gefeierten Fest war der „Askoliasmós“, das Hüpfen auf einem mit Öl eingeriebenem, prall mit Wein gefülltem Schlauch; Sieger wurde derjenige, der am längsten sein Gleichgewicht hielt.

Etwas gemessener, jedoch stets mit einem großen Festzug verbunden, bei dem die Gottheit feierlich in ihr Heiligtum überführt wurde, waren die aus Eleutherai übernommenen, von Peisistratos im 6. Jahrhundert eingeführten städtischen Dionysien im Monat Elaphebolion (Februar-März).

Am interessantesten waren freilich die Anthesterien im gleichnamigen Monat Anthesterion (Januar-Februar). Sie tragen deutlich zwei Elemente zur Schau: Einmal den zu Beginn des Frühlings aus der Unterwelt wiederkehrenden Dionysos, der die Reben zum Grünen bringt, dann aber auch den Gott, der mit sich die Toten aus der Unterwelt führt. Daher waren die drei Tage lang gefeierten Anthesterien „Karneval“ und Totenfest zugleich. Am ersten Tage des Festes, den Pithoigia (abgeleitet von Pithos = Faß oder Vorratsgefäß), wurden die Fässer mit jungem Wein geöffnet, wobei gebetet wurde, „daß der Gebrauch des Pharmakon (Heiltrank) unschädlich und gesund sein möge“. Am zweiten Tage, den Choen, bekam jeder seinen eigenen Weinkrug (1 Chus = etwa 3 Liter). Während der Gott selbst in Epiphanie auf dem Schiffskarren durch die Stadt zog – er kehrte also an jedem Frühling über das Meer nach Attika zurück –, begleitet von Satyrn und dem ganzen bakchischen Gefolge, tranken die Zuschauer und Teilnehmer freudig und voller Begeisterung von dem jungen Wein um die Wette. An diesem Tage feierte Dionysos in geheimen Riten mit der Gemahlin des Archon Basileus die Heilige Hochzeit, den Hieros Gamos.

Der dritte Tag der Anthesterien, die Chytroi, waren nur den Toten geweiht, welche ja Dionysos mit sich aus der Unterwelt gebracht hatte. Man mußte also den Toten, um sie zu besänftigen, Libationen darbringen; auch dem Hermes Chthonios als Seelengeleiter wurden an diesem Tage Opfer gereicht. Die Chytroi waren also ein Trauertag, an dem sogar die Tempel geschlossen waren.

Die Entstehung von Tragödie und Komödie

Es lag am Charakter der karnevalsartigen Umzüge an Anthesterien und Dionysien wie auch an den oben nicht erwähnten Lenäen im Monat Gamelion (Dezember-Januar), daß die am Umzug beteiligten, als bocksbeinige Satyrn verkleideten Männer mit den

Zuschauern manchmal recht deftigen und groben Schabernack trieben – wie etwa am Choenfeste, an dem das Publikum von den Satyrn, die dem Schiffskarren folgten, arg verspottet wurde; es war aber andererseits auch üblich, die dem ernsten Charakter des Festes würdigen Gesänge vorzutragen, in denen Dionysos verehrt wurde. Dieses vom Chor der Satyrn am Altar gesungene Lied war der Dithyrambos, der in späterer Zeit – mit Sicherheit schon um 600 v. Chr. am Hofe des Periander in Korinth – eigens einstudiert wurde. Der Inhalt bewegte sich schon in dieser Zeit im Themenkreis des Heldenmythos.

So war der Schritt zur ernsten Tragödie (griech. *tragodía* = Bocksgesang, d. h. der Gesang des als Böcke verkleideten Chores), wie schon Aristoteles richtig erkannte, nicht mehr weit. Es fehlte dieser Tragödie freilich bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. ein entscheidender Teil, der erst von Peisistratos, der sie von der Peloponnes nach Athen brachte, hinzugefügt wurde: der Dialog. Denn der Dithyrambos war als Kultlied bei Dionysosfesten nichts anderes als ein Wechselgesang zweier Halbchöre, wobei der Inhalt eines Heroenmythos einfach „erzählt“ wurde. Zum Dialog, und damit auch zur „Handlung“ fehlte ein Schauspieler, den vielleicht Thespis, der, wie die Überlieferung will, auch der erste „Tragiker“ im modernen Sinne war, bei den athenischen Dionysien 536/533 einführte: dieser erste Schauspieler spielte die Rolle des Boten (*Angelos*). Er berichtete den nun nicht mehr in der Vergangenheit liegenden Heldenmythos als aktuelles Geschehen, wobei der Chor über die Schuld des Menschen oder über die Macht der Götter sang und so seine (d. h. des Publikums) Meinung zur Handlung abgab.

Wir müssen also die Geburt der Tragödie als fortlaufende Handlung im modernen Sinne in jenen Zeitraum zwischen 536 und 533 setzen, als Thespis im Dionysosheiligtum an einer kleinen Orchestra, die erst unter Perikles zu einem Steintheater erweitert wurde, seine uns nicht mehr überlieferten Tragödien aufführte. Neben Thespis kennen wir nur wenige Dichter der frühen Tragödie namentlich: so Choirilos, Pratinas und Phrynichos. Doch auch ihr Werk ist uns unbekannt geblieben. Der bedeutendste Dichter der frühen Tragödie und auch ihr letzter Vertreter war der große Aischylos (525/4–456/5). Geboren zu jener Zeit, als die Siphnier ihr prunkvolles Schatzhaus in Delphi errichteten, steht Aischylos auf der Schwelle zwischen archaischer und klassischer Zeit: den Bau des Zeustempels in Olympia (bis 456 v. Chr.) hat er noch gerade erlebt.

Die antike Überlieferung verbindet die drei großen Tragiker, Vertreter fast dreier Generationen im 5. Jahrhundert v. Chr., mit einem für Griechenland entscheidenden historischen Datum: mit der Schlacht von Salamis im Jahre 480 v. Chr. Aischylos habe in jener Schlacht für Athen mitgekämpft, Sophokles (497/6 bis 406/5) nach der Schlacht bei den Siegesfeiern im Knabenchor mitgesungen, Euripides (485/4–407/6) sei am Tage der Schlacht geboren worden. Daß es bei diesen Angaben um einen späten Versuch handelt, die drei großen Dichter Athens mit einem historischen Datum zu verbinden, ergibt sich aus den tatsächlichen Geburtsdaten.

Aischylos führt die Tragödie äußerlich-formal zur Vollkommenheit. Abgesehen von der Einführung eines zweiten Schauspielers – Sophokles führt den dritten, Euripides den vierten ein – verfaßt er die Tragödie als Tetralogie, eine Neuerung, die im Athen des 5. Jahrhunderts v. Chr. als kanonisch galt: Drei Tragödien, die keineswegs immer inhaltlich miteinander verknüpft sind – bei Aischylos z. B. ist nur die „Orestie“ als Trilogie inhaltlich ein einziges Thema –, folgte das den Zuschauer befreiende Satyrspiel. Während in den Tragödien gezeigt wurde, wie der Mensch mit seinem Schicksal kämpft, das ihn ins Unheil und zur Überheblichkeit gegen die Götter (Hybris) führt, weshalb ihn seine eigene Schuld ins Verderben stürzt, wurde dieses für das Publikum erschütternde Bild von der eigenen Hilflosigkeit der göttlichen Macht gegenüber durch das Satyrspiel in befreiendes Gelächter gekehrt: denn das Satyrspiel, als Abschluß nach drei Tragödien, derber noch als die Komödie und mit dem Mummenschanz des Dionysosfestzuges am engsten verbunden, zeigt menschliche Seiten und Schwächen der Götter. Mit der Tragödie wurde das Satyrspiel inhaltlich dadurch verbunden, daß der Tragödienheld auch im Satyrspiel öfter auftrat.

Dem Aischylos sehr verwandt, jedoch herber in seinen späten Stücken ist Sophokles, der zahlreiche öffentliche Ämter in Athen innehatte. Neben den 128 Tragödien (Aischylos 80) verfaßte Sophokles auch Elegien und Päane (Heilgesänge, meist auf Asklepios). Außerdem vielleicht ein gelehrtes Werk über den Chor: gerade für die technische Seite der Aufführungen hat er jedenfalls Besonderes geleistet. Außer der oben erwähnten Einführung des dritten Schauspielers erhöhte er die Mitglieder des Chores von zwölf auf fünfzehn Personen; außerdem beschäftigte er sich als erster eingehend mit der Skenographie, dem Bühnenbild.

Das Menschliche der sophokleischen Tragödie läßt sich am besten

am „König Ödipus“ erläutern: Ödipus, von seinem Vater Laios als Kind ausgesetzt, da ein Orakel prophezeit hatte, er werde seinen Vater töten, erschlägt seinen ihm natürlich unbekanntem Vater auf einem Dreiweg und heiratet in Theben seine ihm ebenfalls unbekanntem Mutter Jokaste. Dies ist die Vorgeschichte, die in der Tragödie selbst retrospektiv berichtet wird.

Eine Pest, die Theben erfaßt und nur dadurch entfernt werden kann, daß die vermeintlichen Mörder des Laios gefunden werden, veranlaßt Ödipus zur Suche nach den Mördern, wobei im Laufe der Handlung durch Botenberichte die Schuld des Ödipus selbst ans Tageslicht kommt. König Ödipus ist ohne Zweifel subjektiv unschuldig, weil er ja den ihn beleidigenden Vater Laios als Fremder erschlägt, er ist aber in den Augen der Menschen objektiv schuldig, weil die Tat (Tötung des Vaters, Inzest mit



Satyr von einer griechischen Vase (Schloßmuseum Celle).

der Mutter) als solche eine schwere Verfehlung gegen menschliche und göttliche Gesetze ist. Den Menschen wird von den Göttern ihr Schicksal bestimmt, das sie (die Menschen) selber jedoch nicht erkennen, weil in menschlicher Hybris befangen; aus der Blindheit, göttlichen Willen zu erkennen, entsteht der Menschen Schuld und Leid.

Von den sieben uns erhaltenen Tragödien sind „König Ödipus“ und „Antigone“ die erschütterndsten, der erst posthum aufgeführte „Ödipus auf Kolonos“ ist aber die reifste und menschlichste Tragödie.

Euripides, der jüngste der drei Tragiker, dessen Tod von Sophokles, der ihn um ein Jahr überlebte, stark betrauert wurde, wendete sich psychologischen Problemen zu: die Frau und ihre Leidenschaft stehen im Mittelpunkt des tragischen Geschehens (Medea, Phaidra im „Hippolytos“, Alkestis, Iphigenie). Das Problem einer Tragödie psychologisch zu erfassen, war freilich im Athen des 5. Jahrhunderts etwas gänzlich Ungewohntes, den Athenern fremd und lag ihnen gar nicht, weswegen Euripides, der 92 Stücke verfaßt haben soll, nur vier Siege errang. Auch die Einführung einer vierten Tragödie anstelle des populären Satyrspiels trug diesem „Intellektuellen“ unter den drei großen Tragikern nur Spott und Ironie des Publikums ein. Immerhin genoß Euripides ein so großes Ansehen in Athen, daß sein großer Gegner, der Komödiendichter Aristophanes, ihn zum Helden einer seiner Stücke, der „Thesmophoriazusen“ (Frauen am Thesmophorienfeste), erhebt, in dem euripideische Tragödien und der Dichter selbst dem stets bereitwilligen Spott des athenischen Publikums ausgesetzt wurden.

Damit stehen wir schon im zentralen Problem der zweiten großen dramatischen Gattung, die sich zu größter Vollkommenheit in einer Zeit entwickeln konnte, da Athen vom peloponnesischen Krieg innerlich ausgehöhlt und zerrüttet war: es ist dies die Komödie.

Schon Aristoteles hatte das Wort „Komoidía“ von dem Verbum „komázein“, d. h. einen „Umzug abhalten“, „schwärmen“, abgeleitet. Auch hiermit ist natürlich jener Umzug gemeint, der bei den Dionysien, Lenäen und Anthesterien zu Ehren des Gottes abgehalten wurde. Freilich dürfte der Mummenschanz selbst älter sein als Dionysos, d. h. die Sitte, sich bei den Umzügen mit Masken und Kostümen zu verkleiden, ist sehr viel älter als der Dionysoskult selbst, dessen Kult dann diese Sitte mit übernahm. Kurzum, die fröhliche und derbe Sitte des Verspottens der Teil-

Sabratha, Bühnengebäude des römischen Theaters ►



nehmer an den Umzügen ist die frühe und ursprüngliche Form, die wiederum wie die Tragödie erst von Peisistratos in einen „klassischen“ Rahmen gefaßt wurde.

Von den Anfängen dieser eigentlich „politischen“ Komödie wissen wir wenig: wir lernen sie erst in ihrer Blüte während des Peloponnesischen Krieges kennen, ohne den sie freilich als „politische“ Komödie nicht möglich gewesen wäre. Denn der Inhalt dieser Älteren Komödie, als deren bedeutendster Vertreter Aristophanes (geb. vor 445) gilt, war eben die politische Satire, die Kritik an Zuständen in Athen, die Verspottung philosophischer Richtungen (Sokrates); ihre Aufgabe sah sie in der Wahrung der Volksinteressen, ohne dabei überaus konservativ zu sein. Für Aristophanes ist allerdings die künstlerische Qualität ebenso wichtig wie der Mut, Schlechtes und politisch Verkehrtes bloßzustellen. Und Gründe zur Kritik gab es ja nach dem sogenannten „faulen Frieden“, dem Niciasfrieden (421), und der nun einsetzenden politischen Verwahrlosung während der zweiten Hälfte des Peloponnesischen Krieges mehr als genug.

In starkem Gegensatz zur politischen Satire, zur Zeitkritik und zum Interesse am politischen Leben als solchem steht die sogenannte Neue Komödie (die sogenannte Mittlere Komödie überbrückt ohne Höhepunkte die Periode zwischen Aristophanes und der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts v. Chr.), die – besonders durch Menander (342/1–291/0) – bis zur Neuzeit fortgewirkt hat: das Interesse am Staat ist allerdings nach dem Ende des Peloponnesischen Krieges und dem Niedergang Athens sowie durch die einsetzende Macht der Makedonen verloren gegangen. Die Neue Komödie hat als Theatergattung mit dem Dionysoskult nur noch wenig zu tun, außerdem wird sie in gewissem Sinne „verstaatlicht“, indem ein vom Staat eingesetzter „Agonothet“ (Intendant) die Veranstaltungen überwacht. Der Neuen Komödie fehlt es so an der Möglichkeit und Lust, Persönlichkeiten Athens zu karikieren, sie sucht sich ihre Themen in der euripideischen Tragödie und macht sich deren Philosophie zu eigen. Besonders Menander belehrt mit erhobenem Zeigefinger die Zuschauer. Theophrast, Lehrer Menanders und dessen enger Freund, trägt mit seinen „Charakterbildern“ viel zum Menschenbild der Neuen Komödie bei: Werke wie der „Dyskolos“ (Menschenfeind) sowie die zahlreichen von Plautus übernommenen menandrischen Komödien (unter anderem auch die „Aulularia“, die Goldtopfkomödie) enthalten reife menschliche Erkenntnisse, die von dem römischen Komödiendichter Terenz so formuliert wurden: *Homo sum, humani nil a me alienum puto* (Mensch bin ich, nichts

Menschliches, glaube ich, ist mir fremd).

Eine interessante Abweichung von der „klassischen“ Komödie des 4. Jahrhunderts v. Chr. ist das von der dorischen Posse abgeleitete „Phlyakenspiel“, das in Unteritalien und Sizilien sehr beliebt war. Als echte Posse ist das Phlyakenspiel mit dem frühen Dionysoskult und dem Mummenschanz noch eng verbunden: Mythen werden parodiert, öfter sicher auch Tragödien. Von der Derbheit ihres Inhalts geben uns zahlreiche Vasenbilder Auskunft. Auf einer Berliner Phlyakenvase etwa wird ein reicher Geizhals von zwei Einbrechern von seiner Geldtruhe heruntergezerrt, während rechts daneben mit schlotternden Beinen der Diener zuschaut und in komischer Verzweiflung die Hände ringt.

Die Organisation des antiken Theaters

Wir müssen uns in diesem Zusammenhang fragen, wie die Dramen – Tragödie, Komödie und Posse – zur Aufführung kamen, wie das Bühnenbild aussah und wie die Schauspieler bekleidet waren.

Seit der offiziellen Einführung des Dramas durch Peisistratos mußten die Dichter ihre Stücke zu einem Wettbewerb (Agon) einreichen; bis zu drei Dichtern waren zugelassen, eine Jury entschied nach der Aufführung, wem der Sieg zuzuerkennen war.

Für die Aufführung der Stücke mußten die Dichter allerdings selbst aufkommen: sie mußten sich um die Schauspieler und um den Chor kümmern, welche ihnen der Staat stellte. Dem Chor stand ein Chorege vor, der dem Dichter durch Los zugesprochen wurde. In den meisten Fällen ein reicher Athener Bürger, der auch die finanzielle Last der Aufführungen zu tragen hatte. Ihm oblag auch die technische Seite der Aufführung, die Verantwortung freilich trug stets der Dichter, der wie Sophokles auch Kostüme und Masken entwarf. Auch die Schauspieler wurden vom Dichter selbst einstudiert: es traten nur männliche Schauspieler auf, Frauen- und Kinderrollen wurden also von Männern gespielt, die in der Tragödie lange weiße Gewänder trugen, in der Komödie dagegen bunte Kleidung; um dem Publikum gut sichtbar zu sein, trugen die Schauspieler an den Füßen die sogenannten Kothurne, hohe, stelzartige Stiefel. Ihr Gesicht war seit Sophokles von großen bunten Masken bedeckt, die so gebaut waren, daß sie beim Sprechen eine megaphonartige Wirkung erzeugten. Man konnte also die auf der Bühne gesprochenen Worte bis in die obersten Ränge gut verstehen.

Wie sah aber nun die Bühne selbst aus? Ursprünglich bestand sie nur aus dem Platz für den Chor, die sogenannte Orchestra, die am Opferaltar im heiligen Bezirk des Dionysos lag. Nach der

Einführung der Schauspieler, also schon seit Thespis, war ein Umkleideraum notwendig, zunächst ein einfaches Zelt (griech. Skené, lat. scaena, daher das deutsche Wort Szene); ein einziger Schauspieler konnte also mehrere Rollen spielen, indem er sich in diesem Zelt während der Chorpartien umzog und eine andere Maske aufsetzte. So bedeutet also die Einführung des vierten Schauspielers durch Euripides nicht, daß in einem Stück nur vier Personen auftraten, sondern vielmehr, daß bis zu vier Personen auf der Bühne stehen konnten.

Aus dem Zelt entwickelte sich dann das Bühnengebäude aus Holz mit drei Türen, das nur während der Festlichkeiten aufgebaut wurde; erst bei den Römern wird es zu einem prunkvollen Steinbau (z. B. Aspendos, Sabratha, oder das aus römischer Zeit stammende Bühnengebäude in Taormina). Auch die 3 Türen hatten ihre Bedeutung: in der Mitte war die Haupttür, aus der der Held des Stückes, z. B. Ödipus, heraustrat. Aus den Seitentüren traten die Nebenpersonen (Boten usw.). Der griechische Zuschauer hatte die Möglichkeit, schon vorher zu ahnen, ob gute oder böse Nachrichten zu erwarten waren: aus der rechten Tür traten die Schauspieler, wenn sie Gutes brachten, aus der linken, wenn sie Schlechtes brachten.

Gespielt wurde bei den Dionysosfesten stets tagsüber von Sonnenaufgang bis zum Abend, in Athen im Heiligtum des Dionysos am Fuße der Akropolis: die Anwesenheit der Gottheit haben die Zuschauer des 5. Jahrhunderts sicherlich empfunden. Und wie die politische Macht Athens nach den Perserkriegen durch den Festzug der Panathenäen jährlich aufs Neue den übrigen Hellenen vor Augen geführt wurde, so zeigten die Aufführungen an den Dionysien Athens kulturellen Aufschwung.

Bibliographie zum Beitrag von Dr. Ulrich Rüdiger

- L. Deubner, Attische Feste, 1932.
- W. F. Otto, Dionysos, 1933.
- K. Kerényi, Die Herkunft der Dionysos-Religion, 1956.
- A. Lesky, Die griechische Tragödie, 2. Aufl., 1958.
- H. Patzer, Die Anfänge der griechischen Tragödie, 1962.

Literatur zur Auswahl zum Beitrag von Prof. Dr. Mann

- Allgemein:** Gerhard Nebel, An den Säulen des Herakles, Hamburg 1957.
- Altmitelmeerische Religion:** J. D. Evans, Malta; London 1963. Fritz Schachermeyr, Die minoische Kultur des alten Kreta, Stuttgart 1964.
- Griechische Religion:** Martin P. Nilsson, Geschichte der griechischen Religion, München 1955/61.
- Punische Religion:** R. Dussaud, Les religions des Phéniciens et des Syriens, 1949 Wörterbuch der Mythologie I, Stuttgart 1965.
- Christentum:** Hans Lietzmann, Geschichte der alten Kirche, I-IV, 3. Aufl. Berlin 1961.
- Islam:** Franz Taeschner, Geschichte der arabischen Welt, Stuttgart 1964.

LEIT. REG.-DIR. A. D. ALEXANDER WEISSKER
**WALD- UND WASSERHAUSHALT IM
WESTLICHEN MITTELMEERRAUM**
BETRACHTUNGEN ZUR KREUZFAHRT
„ZU DEN SÄULEN DES HERKULES“

I.

Wenn wir Deutsche in den Mittelmeerraum reisen, ziehen uns neben den Spuren vergangener Völker vor allem die Merkmale einer Klimazone an, die sich von unserer Heimat wesentlich unterscheidet: Wärme, Sonne, beständiges Wetter und eine reiche Pflanzenwelt mit zahlreichen fremden Arten und üppigem Blühen fast zu jeder Jahreszeit. Das Landschaftsbild ist, auch auf der Fahrt „Zu den Säulen des Herkules“, ganz anders als in Mitteleuropa, wobei besonders ins Auge fällt, daß im Mittelmeerraum der Wald, ein die Landschaft wesentlich bestimmender Faktor, sehr stark zurücktritt, ja meist sogar völlig fehlt. Man darf wohl sagen: in Mitteleuropa ist ein Landschaftsbild, wo gar kein Wald in Sichtweite liegt, selten; im Mittelmeerraum ist es fast die Regel. Weshalb fehlt der Wald in den Mittelmeerländern so weitgehend?

Ein Hauptgrund liegt im Klima. Betrachten wir zunächst die Lufttemperatur. In Deutschland erreicht die Kurve der Monatsmittel auch Minus-Werte und verläuft relativ flach mit Höchstwerten zwischen $+10$ und $+20^{\circ}$. Im Mittelmeerraum ist der Kurvenverlauf wesentlich steiler und liegt durchgehend über dem Gefrierpunkt mit Tiefstwerten von $+7$ bis $+12^{\circ}$ und einem Maximum meist zwischen $+25$ und $+30$. Da die höchsten vorkommenden Einzelwerte noch wesentlich über dem Monatsmittel liegen, leuchtet ein, daß die Hitze der sengenden Sonne im Mittelmeerraum zu einem die Vegetation begrenzenden Faktor wird.

Mindestens ebenso bestimmend für das Pflanzenkleid ist der Unterschied gegenüber Mitteleuropa beim Niederschlag. Zwar ist der gesamte Jahresniederschlag im Mittelmeerraum nicht überall so niedrig, wie wir anzunehmen geneigt sind; er erreicht stellenweise sogar mitteleuropäische Werte. Zumal die Küstengebiete haben oft eine den Landesdurchschnitt wesentlich überschreitende jährliche Niederschlagsmenge: eine Voraussetzung für die längs der Küste oft subtropische Vegetation. (Z. B. Genua 1342 mm, Florenz 839 mm, Messina 797 mm, Syrakus 637 mm, Malta 504 mm, Tunis 455 mm, Barcelona 526 mm, Alicante 440 mm, Malaga 607 mm, Granada 453 mm).

Völlig anders als in unserer Heimat ist die Verteilung des Jahresniederschlages auf die Jahreszeiten bzw. Monate. In Mitteleuropa ist die Vegetationszeit, Mai bis Mitte September, am niederschlagreichsten. Bei Augsburg z. B. fallen in diesen Monaten rund 58 % des Jahresniederschlages. Also treffen bei uns die Optima an Wärme und Wasser in den Monaten des Pflanzenwachstums zusammen. Unsere Heimat wird dadurch im wesentlichen zu einem Gebiet des sommergrünen Laubwaldes.

Im Mittelmeerraum dagegen sind die Monate Mai bis September ausgesprochen regenarm. In ihnen fallen nur 16 % des Jahresniederschlages, dessen größte Menge sich in den Wintermonaten ergießt. Die Vegetations-Optima an Wärme und Wasser fallen also hier zeitlich weit auseinander. Die Fähigkeit des Bodens, Wasser zu speichern, ist im allgemeinen nur gering. Deshalb muß die Pflanzenwelt eine sommerliche Ruhepause einschalten. Diesen Verhältnissen ist die Vegetationsform des immergrünen Hartlaubwaldes angepaßt (vorwiegend Steineiche, *Quercus ilex*) mit großem Verdunstungsschutz oder ein ganz lichter Kiefernwald. Sommergrüner Laubwald ist im Mittelmeerraum nur ausnahmsweise vertreten, entweder in großen Meereshöhen und dann meist nicht als Hochwald, oder in Form von Auwald längs der Flußläufe, wo auch im Sommer genügend Feuchtigkeit vorhanden ist.

Die ungünstige Verteilung des Niederschlages auf die Jahreszeiten wird noch dadurch verschärft, daß der Niederschlag im Mittelmeerraum nicht als gleichmäßiger Regen längerer Dauer fällt (Landregen), sondern in kurzen, aber wolkenbruchartigen Güssen. Da der nach vorheriger Austrocknung steinharte Boden keinesfalls schnell so große Wassermengen aufnehmen kann, steht ein weit höherer Prozentsatz des Niederschlages als bei uns für die Vegetation überhaupt nicht zur Verfügung. Er fließt rasch oberirdisch ab, ohne in das Grundwasser zu gelangen und über dieses stetig fließende Quellen zu speisen. Dabei tritt ein starker Oberbodenverlust durch Erosion ein. Die Flußbetten sind deshalb wildbachartig breit und voll Geröll, führen aber vom Frühjahr an kaum mehr Wasser. Die Wasserführung schwankt zwischen extremer Austrocknung und verheerendem Hochwasser. Beide sind der Vegetation abträglich; diese würde stetige Wasserführung brauchen.

Hohe sommerliche Temperaturen und gleichzeitige Trockenheit prägen im westlichen Mittelmeerraum die Landschaft, die Vegetation und die Lebensweise der Bewohner. Das Klima ist ein Ölbaumklima, kein Waldklima. Deshalb kann

der Wald gar nicht einen so hohen Prozentsatz der Landesfläche einnehmen wie bei uns. Zu seinem Gedeihen muß ausreichende Feuchtigkeit mit günstigen Bodeneigenschaften zusammentreffen. Trotzdem nehmen diese Waldstandorte bestimmt einen größeren Anteil der Landesfläche ein, als jetzt mit Wald bedeckt ist. Das heißt, sicher war ursprünglich mehr Wald vorhanden. Heute ist Spanien zu 10% bewaldet, Italien zu 18%, Griechenland zu 12% (zum Vergleich: Deutschland zu 27%, Finnland zu 73%).

Das Wasser ist also der meist im Minimum vorhandene Klimafaktor. Man könnte nun annehmen, daß das auffallend lichte Gefüge des mittelmeerländischen Waldes durch hohe Sonneneinstrahlung die Verdunstung steigert und auf diese Weise den Wasserhaushalt noch mehr verschlechtert. Ganz das Gegenteil ist der Fall! Der lichte Stand fördert die nächtliche Wärmeabstrahlung. Dadurch tritt nach der großen Hitze des Tages eine rasche Temperaturumkehr und damit eine starke Taubildung ein, so stark, daß sie wie ein Regen wirkt und den Wassermangel wirksam verringert.

II.

Aber weshalb ist nun jetzt im Mittelmeerraum nur ein Teil der möglichen Waldstandorte tatsächlich bewaldet? Weil der Mensch seit Jahrhunderten, wahrscheinlich sogar seit Jahrtausenden, am ursprünglichen Wald rücksichtslosen Raubbau getrieben hat. Daran waren alle das Land besiedelnden Völker beteiligt. Eine zielbewußte Waldwirtschaft mit dem Leitgedanken „Nachhaltigkeit“, d. h. dem Streben nach dauernder Walderneuerung unter Erhaltung oder Steigerung der Ertragskraft, gab es dort nie.

Das bekannteste Beispiel einer Waldvernichtung ist die in geschichtlicher Zeit erfolgte Abholzung des Karstgebirges (Hinterland von Triest) durch Venedig bzw. Rom. Die dortigen Eichenwälder wurden zum Haus- und Schiffsbau gebraucht. Als sie noch standen, hielten sie durch ihr Wurzelwerk den fruchtbaren Oberboden fest. Nach der Abholzung wurde der Boden mit dem Leben tragenden Humus allmählich abgeschwemmt, bis das nackte, tote Gestein zu Tage lag. Aus dem Wald wurde fast vegetationsloses Land. Die Waldvernichtung führte also über Erosion zur Verkarstung, wie man den Vorgang nach dem geschilderten Musterbeispiel heute nennt. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß infolge Verkarstung sich weniger Menschen in einer Landschaft ernähren können als vorher. Und man geht wohl nicht fehl, wenn man die Volksarmut, welche uns in Spanien ebenso ins Auge fällt wie auf Sizilien, in Marokko und Tunesien, neben anderen

Gründen auch mit der Waldvernichtung in einen ursächlichen Zusammenhang bringt.

Daß auf diese Weise der Mensch entscheidend zur heutigen Waldarmut in den Mittelmeerländern beigetragen hat, ist für manche Gebiete geschichtlich nachgewiesen, z. B. auch für die einstigen Zedernwälder des Libanon, und läßt sich außerdem für den Fachmann überall auf Grund zahlreicher Beobachtungen zwingend folgern. Lehrreich ist in dieser Beziehung, auf der Überlandfahrt in Marokko zwischen Tetuan und Xauen mit dem Fernglas zu den Bergen des Atlas hinaufzuschauen. Sie bestehen oberhalb des dürftigen Vegetationsgürtels der Berberdörfer fast nur aus nacktem Fels. Aber auf den höchsten Graten stehen Waldbäume. Vermutlich sind sie deshalb erhalten geblieben, weil der Mensch sie an ihrem unzugänglichen Standort auf keine Weise nutzen konnte, so gern er dies zur Befriedigung seines Holzhungers auch getan hätte.

Auf den Inseln Malta und Sizilien (mit Ausnahme des Ätnagebietes) haben wahrscheinlich Mensch und Klima dem Wald gemeinsam besonders stark zugesetzt. Malta hat in den Sommermonaten nur 6 mm Niederschlag, Palermo 38 mm, Neapel immerhin schon 69 mm.

Die weit verbreitete Macchia besteht vorwiegend aus buschartig wachsenden, 2 bis 4 m hohen Holzpflanzen (Gestrüpp). Bei der Holzarmut des Landes wird sie als Brennholz genutzt, in Tunesien auch zur Holzkohlerei. Mit Sicherheit wird angenommen, daß die Macchia das nach Abholzung oder Waldbrand übriggebliebene Unterholz ehemaligen Waldes ist. Nur mit großen Anstrengungen und Kosten kann man aber aus ihr wieder einen Wald machen. Bei weiterem Raubbau verkümmert die Macchia zur Garigue, welche aus selten höher als 1,5 m wachsenden Kleinst-Sträuchern besteht.

Die in der Macchia häufige Zwergpalme (*Chamaerops humilis*) ist die einzige im Mittelmeerraum heimische Palmenart. Alle anderen Palmen, dazu Agaven und Opuntien, sind erst vor einigen Jahrhunderten eingeführt worden und seitdem vielfach verwildert.

Wenn wir die herrlichen Kunstwerke vergangener Zeiten bewundern, so ist das gewissermaßen die Schauseite des Mittelmeerraumes. Die Kehrseite ist, daß durch die weitgehende Waldvernichtung das natürliche Landschaftsgefüge zerstört und die Ernährungsmöglichkeiten des Landes für den Menschen stark gemindert wurden. Im I. Buch Moses 2, 15 ist als göttliche Ordnung

festgesetzt, der Mensch solle die Erde nutzen und bewahren. Genutzt hat er sie im Mittelmeerraum reichlich, bewahrt nur unzureichend.



Spanien. Junger Erosionsriß bedroht Olivenpflanzung.

III.

Der Wald hat nicht nur Bedeutung als Stätte der Holzerzeugung und -nutzung. Je mehr die Bevölkerungsdichte zunimmt, um so wichtiger werden für den Menschen die sog. Wohlfahrtswirkungen des Waldes. Z. B. kann ein Wald in unmittelbarer Nähe einer Großstadt seine Hauptbedeutung als Erholungsgebiet für die Menschen haben, wie z. B. der Frankfurter Stadtwald. Schon in Marokko scheint Wald in dieser Hinsicht Wert zu besitzen: zwischen Tetuan und Ceuta fällt an schönen

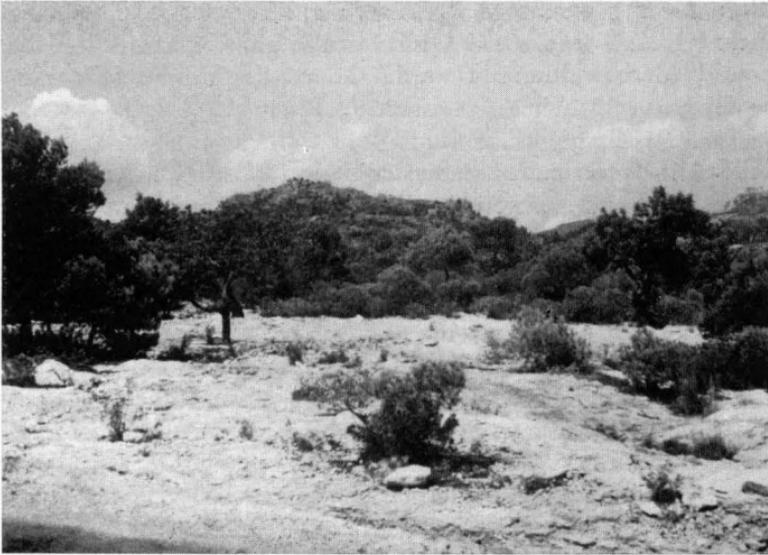
Tagen eine große Zahl von Ausflügler-Autos in den dort angepflanzten Pappelwäldchen und Eukalyptusgruppen auf. Und in Sardinien tanzt und spielt zu Ostern die Jugend in den kleinen Busch- und Baumgruppen längs der Bachläufe.

Die weit verbreitete Meinung, der Wald erhöhe die Niederschläge, trifft allerdings nicht zu. Wenn es bei uns im bewaldeten Bergland gegendweise mehr regnet als in der benachbarten Ebene, so ist es die Zunahme der Höhe über dem Meere, welche den Niederschlag steigert, nicht der Wald.

Wohl aber verzögert der Wald den oberirdischen Abfluß des Niederschlagswassers beträchtlich und verteilt ihn auf längere Zeit. Im Wald bleibt nämlich ein großer Teil der Niederschlagsmenge, bei normalem Regen bis zur Hälfte, an der Vegetation zunächst hängen. Er tropft ganz allmählich zu Boden oder verdunstet, erhöht auf diese Weise die Luftfeuchtigkeit und schafft neue Niederschlagsmöglichkeit. Außerdem saugt guter Waldboden mit seinen Kräutern und Moosen sowie mit der zu Moder oder Mull zersetzten Waldstreu bereitwillig große Niederschlagsmengen auf und gibt sie teilweise allmählich an das unterirdisch fließende, als Quelle wieder zutage tretende Grundwasser ab. Auf diese Weise wird in bewaldeter Landschaft auch bei einem Wolkenbruch der Wasserablauf so verzögert, daß gefährliche Hochwasserspitzen gar nicht entstehen, wohl aber das ganze Jahr hindurch fließende Quellen vorhanden sind.

Ganz anders im unbewaldeten Berg- oder Hügelland, z. B. auf der Grasnarbe von Viehweiden! Dort stürzt bei einem wolkenbruchartigen Guß fast die ganze Niederschlagsmenge, kaum gehemmt, auf einmal zu Tal, reißt Erosionsrinnen, schwemmt humosen Mutterboden ab und erzeugt gefährliche Hochwasserspitzen, welche in solchen Gebieten leicht zur Katastrophe auswachsen. Wenn wir uns nun erinnern, daß im Mittelmeerraum der überwiegende Teil des Jahresniederschlags während des Winters in wolkenbruchartiger Stärke fällt, dann wundern wir uns nicht mehr über die breiten, mit Geröll gefüllten Flußbetten, welche von starken Hochwassern zeugen und doch im Sommer trocken liegen. Das kostbare, Leben spendende Wasser strömt rasch und relativ nutzlos ins Meer. Wenn dagegen das Land wenigstens noch so stark bewaldet wäre, wie es Klima und Boden zulassen, dann würden die Flußläufe ohne schlimme Flutspitzen längere Zeit Wasser führen, mehr Wasser würde in das Grundwasser übergehen und die Quellen würden längere Zeit oder sogar das ganze Jahr fließen.

In allen Mittelmeerländern wird versucht, neuen Wald durch



„Flußbett“ eines Nebenflusses des Ebro, Spanien.

Aufforstung geeigneter Flächen zu schaffen. Dies ist aber schwer, teuer und oft ohne rechten Erfolg wegen der monatelangen Trockenheit und weil Grundwasser entweder fehlt oder nur in unerreicher Tiefe ansteht. Dieses Defizit im Wasserhaushalt hat aber seine dominierende Schärfe erst erhalten durch Vernichtung des ursprünglichen Waldes; nun macht es Wiederbewaldung schwer oder unmöglich. Ein schrecklicher Teufelskreis, eingeleitet durch Waldvernichtung! Unsere Reise hat sich doppelt gelohnt, wenn wir das erkennen und alles tun, um unserer Heimat ähnliches zu ersparen, indem wir Walderhaltung in genügender Dichte und richtiger Verteilung unterstützen.

Die Fahrt von Malaga über Motril nach Granada läßt die Bedeutung des Wassers für Land und Volk besonders gut erkennen. Die Garten- (Huerta-)Landschaft längs der Küste, zuweilen „natürliches Gewächshaus Europas“ genannt, mit ihren Zuckerrohr- und Gemüseplantagen wird künstlich bewässert. Das Nutzland wird durch Windschutzstreifen aus Spanischem Rohr (*Arundo donax*, bis 6 m hoch) vor hoher Verdunstung durch Sonne und Wind geschützt. Die weit aus den Bergen herangeführten Bewässerungsgräben nötigen Bewunderung ab. In Granada ermöglicht die maurische Bewässerungskunst auf dem Berg, welcher Alhambra und Generalife trägt, sogar einem dichten üppig wachsenden Laub-Mischwald wie in unseren Breiten das Leben.

Nicht auszudenken ist, was sich in den Mittelmeerländern noch

alles durch planmäßige Bewässerung schaffen ließe, wenn es mehr Quellen und mehr Grundwasser gäbe. Dazu wäre aber eine Wiederbewaldung bis an die Grenze des Möglichen Voraussetzung.

IV.

Alle Mittelmeerländer haben mit der Wiederbewaldung durch Aufforstung begonnen, obwohl diese, besonders im Anfang, sehr schwierig ist, weil es meist nicht nur an Geld, sondern auch an Erfahrung, geschultem Forstpersonal und an Pflanzgärten zur Erziehung von Waldpflanzen fehlt. Da es sich um sehr große Flächen handelt, wird sich die Aufforstung über viele Jahrzehnte hinziehen. Italien setzt seit längerer Zeit zur Aufforstung eine Art Forstmiliz ein und hat schon Achtung heischende Erfolge aufzuweisen. Aber auch in Spanien und den Ländern der afrikanischen Mittelmeerküste gibt es beachtliche Anfänge. Z. B. sieht man auf der Fahrt nach Xauen neben umfangreichen Ölbaum-Pflanzungen auch einige Aufforstungen mit Kiefern. Auf der Fahrt nach Granada begegnet man allerdings nur wenigen schüchternen Anfängen.

Als ein sehr schweres Aufforstungshindernis hat sich die in den Mittelmeerländern allgemein verbreitete Viehweide erwiesen, wobei die Ziege mit Abstand das schädlichste Weidetier ist, gefolgt vom Schaf. Oft muß erst die freie Weide durch gesetzliche Maßnahmen eingeschränkt oder verboten und gleichzeitig die Viehhaltung auf eine andere Futtergrundlage umgestellt werden, ehe mit der Aufforstung begonnen werden kann. Wie schwierig solche Umstellungen sind, ahnt man, wenn man an den vielen frei weidenden Herden und an den zahlreichen in den locker bebauten Randzonen von Tanger oder Tetuan irgendwo an den unmöglichsten Stellen einzeln zu kümmerlicher Weide angepflochten Ziegen sieht, welche hohe Bedeutung die Viehhaltung für die Volksernährung hat und wie zäh die Bevölkerung an ihr hängt. Vor der genüßlich naschhaften Nahrungssuche einer Ziege, welche sich auf den Hinterbeinen hoch aufrichtet, um irgendeinen ihr gerade schmeckenden Ast zu erreichen, ist jede Baumpflanzung verloren.

Wahrscheinlich hat die Ziege auch früher bei der Vernichtung des ursprünglichen Waldes dem Menschen schon kräftig geholfen. Beim damaligen technischen Stand von Holzernte und -verarbeitung wurden sicher keine ganzen Wälder kahl abgeschlagen, sondern die für einen bestimmten Zweck geeigneten Bäume einzeln aus dem Wald herausgefällt. Die Erneuerungskraft eines gesunden Waldes reichte damals sicher aus, um solche Lücken durch

Selbstbesamung wieder zu füllen. Ziegen aber lassen keinen jungen Waldbaum in die Höhe wachsen; sie wissen ihn zu finden und fressen ihn.

Eine besondere Form der Neubewaldung ist die Anlage von Pappel-Pflanzungen längs der Fluß- und Bachläufe. Dazu werden Kreuzungen (Hybriden) verschiedener Schwarzpappelsorten verwendet, welche neuerdings unter züchterischen Gesichtspunkten vorgenommen und nach Holzgüte, Wachstumsgeschwindigkeit, Resistenz gegen Krankheiten und Schädlinge und nach ähnlichen Merkmalen sorgfältig ausgewählt werden. Geeignete Hybriden werden vegetativ durch Stecklinge vermehrt und in Gärten zu kräftigen Pflanzen herangezogen. Italien und Spanien haben sich in Pappelzüchtung und -anbau in den letzten Jahrzehnten internationale Anerkennung erworben.

Auf unserer Reise sehen wir an vielen Stellen junge, vielversprechende Pappelpflanzungen, z. B. bei der Fahrt durch Oberitalien, längs der sizilischen Ostküste, in Marokko. Besonders eindrucksvoll sind die großen neuen Pappelwälder (eigentlich sind es noch Plantagen), welche zwischen Granada und Loja viele Kilometer die Straße begleiten. Dort ist es nicht nur für den Fachmann interessant zu sehen, wie in einem holzarmen Land schon ein junger Wald Anfänge von Holzhandel und Sägeindustrie her-



Huerta von Valencia. Die bewässerte Talauie ist scharf getrennt vom nicht bewässerten Talrand, dessen hügelige Flanken steppenhaften Charakter zeigen. Rechts junger Olivenhain.

vorzurufen vermag. Pappelholz wird, wie man bei der Fahrt sieht, für Pfähle und ähnliche Zwecke schon so schwach geerntet und gehandelt, wie es bei uns noch kaum verkäuflich wäre. Ja, es wird sogar schon bei einem ungewöhnlich schwachen Durchmesser zu Brettern oder Kanthölzern gesägt. – Übrigens: Die früher häufige Pyramidenpappel mit schlanker, säulenartiger Baumform ist wegen vieler Äste und schlechter Schaftform unwirtschaftlich und wird nicht mehr angebaut.

Bemerkenswert sind auch die überall im Mittelmeerraum hier und da anzutreffenden Einzelbäume, Baumgruppen oder kleinen Gehölze von Eukalyptus (*Eucalyptus globulus*). Diese Baumart wurde einst in der irrigen Annahme eingebürgert, sie könne mit ihrem starken Geruch die Malaria vertreiben; deshalb wird sie auch Fieberbaum genannt. Durch sein schnelles Wachstum und seine Fähigkeit, sumpfigem Boden rasch relativ viel Wasser zu entziehen (und damit den Fiebermücken die Lebensbedingungen), ist der Eukalyptus zu einer wertvollen Ergänzung der Mittelmeerflora geworden und hilft sogar doch noch, wenn auch anders als ursprünglich erwartet, bei der Fieberbekämpfung. Ein besonders schönes Eukalyptus-Wäldchen und mehrere Einzelbäume stehen bei der romanischen Kapelle in Uta auf Sardinien.

Überhaupt hat der Mensch im Lauf der Geschichte die ursprünglich nicht so artenreiche Mittelmeerflora durch Einführung neuer Pflanzenarten stark bereichert, besonders auf dem gärtnerischen und landwirtschaftlichen Sektor. Andererseits wurde aber, wie wir sahen, die Landschaft durch Waldvernichtung ärmer gemacht, ja an einem Lebensnerv getroffen. Wohl selten können die lebenswichtigen Zusammenhänge zwischen Wald, Landschaft, Erosion und Wasserhaushalt in so eindrucksvollen Beispielen vor Augen geführt werden wie auf der Reise zu den Säulen des Herkules, gerade weil nur mehr so wenig vom ursprünglichen Wald vorhanden ist. Diese Zusammenhänge erkannt zu haben, kann wesentlich dazu beitragen, die Reise zu einem gewinnbringenden Erlebnis abzurunden. Und wenn uns der Zug über den Brenner heimwärts führt, so wird das Glücksgefühl über alles, was uns die Reise gab, noch übertönt von der Freude, endlich wieder in einer Landschaft mit richtigem heimatlichem Wald zu sein.

Literatur zur Auswahl:

- Für die Reise: W. Grandjot, Reiseführer durch das Pflanzenreich der Mittelmeerländer, 3. Auflage, Verlag Kurt Schroeder, Bonn 1965.
Für gründliches Studium: M. Rikli, Das Pflanzenkleid der Mittelmeerländer, 2 Bände, Verlag Hans Huber, Bern, 1943 und 1946.



Olive. Blätter und Früchte.

HÄUFIGE PFLANZEN des Mittelmeerraumes

Der nachstehende Beitrag stellt einen Vorabdruck aus dem Logbuch des Karawane-Verlages dar. Die Illustrationen sind bis auf 4 Ausnahmen aus dem Kosmos-Reise-Naturführer Italien der Franck'schen Verlagshandlung, Stuttgart, entnommen. Wir sind für die freundliche Überlassung der Vorlagen zu herzlichem Dank verpflichtet.

Eine uralte Sehnsucht treibt uns immer wieder an die Gestade des Mittelmeeres. Nicht nur die ehrwürdigen Zeugen alter Kulturen, die reichen Kunstschätze und der heitere Himmel ziehen uns an, sondern ebenso auch die Blütenpracht des Pflanzenkleides zu allen Jahreszeiten. Ganz erstaunlich ist der Artenreichtum der Pflanzenwelt im Mittelmeergebiet. Nach Rikli finden wir dort etwa 20 000 Arten, während wir im nordeuropäischen Gebiet nur ein Viertel davon antreffen. Diese großen Unterschiede erklären sich dadurch, daß einmal viele Pflanzen im Norden durch die Eismassen des Diluviums vernichtet wurden, zum andern daraus, daß in Südeuropa die Vegetationszeit wesentlich länger dauert.

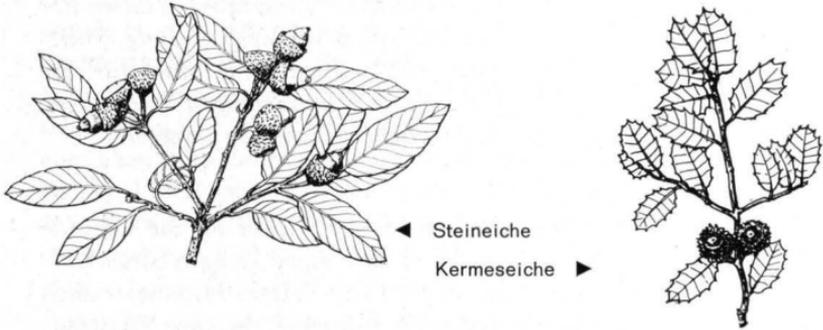
Wir können im Logbuch nur einige Pflanzen bringen, die dem Wanderer besonders auffallen. Dabei setzen wir Bekanntes voraus und wollen Unbekanntes, aber doch Häufiges beleuchten.

Ölbaum, immergrüne Eichen und Kiefern

Ölbaum. Die wichtigste Nutz- und Charakterpflanze im Mittelmeerraum ist der Ölbaum. So schrieb der römische Schriftsteller Columella um 60 n. Chr.: „*Olea prima omnium arborum est*“ — Der Ölbaum ist der erste unter allen Bäumen. In seiner äußeren Erscheinung erinnert der 4—16 m hohe Baum mit seinem knorrigen Wachstum an unsere Weiden. Die immergrünen lederartigen Blätter tragen auf der Unterseite einen schuppenartigen Haarpelz, der die Verdunstung stark herabsetzt und dem Baum eine silbergraue Farbe verleiht.

In den Schichten des Pliozäns (der jüngsten Stufe des Tertiärs) fand man bei Bologna fossile Blätter der Pflanze. Im alten Palast des Königs Minos auf Kreta wurden zwei Meter hohe Tongefäße ausgegraben, in denen Öl und Oliven aufbewahrt wurden.

Das Holz des Ölbaums ist sehr hart; Herakles' unfehlbare Keule war aus wildem Olivenholz. Vor ihr wich selbst Hades zurück als er Alkestis holen wollte. Herakles soll es auch gewesen sein, der den Sieger der Olympischen Spiele mit einem Kranz aus Olivenblättern ehrte.



In der untersten, der immergrünen Zone des Mittelmeergebiets sind die häufigsten waldbildenden Bäume die Kiefern und die immergrünen Eichen.

Neben der Zypresse gehört die Pinie zu den bekannten Wahrzeichen der italienischen Landschaft. Die Schirmform der *Pinie* klingt in den Namen „Pin parasol und Pino umbrella“ an. Im iberischen Raum und auf den Inseln des Tyrrhenischen Meeres werden die Strandwälder von der Steinkiefer = Seestrandkiefer gebildet. Dagegen ist im östlichen Mittelmeergebiet ihre Verwandte, die Aleppokiefer verbreitet, mit deren Harz der griechische Landwein (Retsina) versetzt wird.

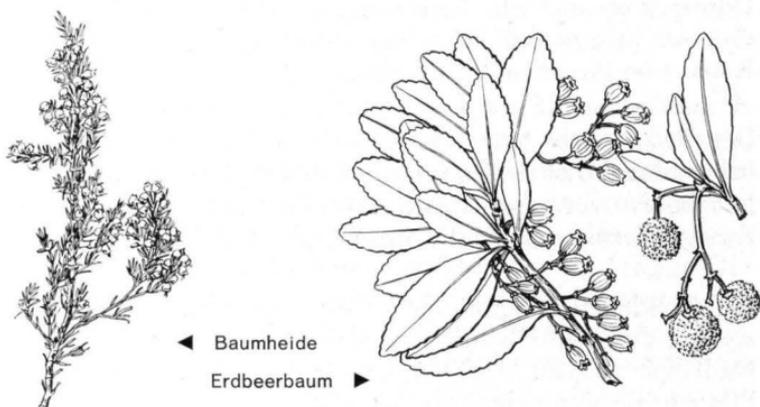
In den immergrünen *Eichen* des Südens mit den glattrandigen Blättern und der glatten, silbergrauen Rinde sieht der Reisende aus dem Norden kaum eine Verwandtschaft mit dem königlichen Baum seiner Wälder. Aber „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“ Die wohlbekannten Eichelfrüchte und wenig bekannten Blüten zeigen die Beziehung zu den mitteleuropäischen Arten. Der Blattrand kann sehr verschieden sein: glattrandig oder gezähnt mit eingebogenen Rändern. Im Alter von 15—20 Jahren liefert die *Korkeiche* dicke, weiche Korkplatten. Die *Kermeseiche* (*Quercus coccifera*) hat immer, die *Steineiche* (*Quercus ilex*) oft buschförmiges Wachstum.

Steineiche, Aleppokiefer und auch die *Zeder (Cedrus)* haben früher umfangreiche Wälder gebildet, sie sind aber heute nur noch in kleinen Arealen anzutreffen.

Macchia, der mittelmeerische Buschwald

An Berghängen und Hügeln, wo die Bodenschicht für Waldwuchs und Ackerbau zu geringmächtig ist, findet sich der oft schwer durchdringliche Buschwald, den die Italiener *macchia*, die Franzosen *maquis* nennen. Immergrüne, meist kleinblättrige Sträucher herrschen vor. Viele von ihnen duften sehr stark. An diesem Geruch, sagte Napoleon auf St. Helena, würde er schon von weitem seine Heimatinsel Korsika erkennen! Von April bis in den Juni hinein prangt die *Macchie* in allen Farben, aber während der anderen Zeit des Jahres sieht sie graugrün aus.

Wenn der Boden trockener wird, und die Weidewirtschaft zunimmt, geht die *Macchie* in die *Garigue* oder *Phrygana* über, einer lichten artenreichen Gesellschaft von Kleinsträuchern mit Ginster, Wolfsmilchgewächsen, Salbei und Minzen, Lavendel, Rosmarin und vielen Zwiebelgewächsen.



Baumheide, Erica arborea (Fam. Ericaceen). Mehrere Meter hohes Heidekraut mit weißen Blütenglockchen, die schon im März blühen. Die Franzosen nennen die Heide „bruyère“; aus dem schwer brennbaren Holz werden die Bruyère-Pfeifen hergestellt.

Erdbeerbaum, Arbutus unedo. Bis 5 Meter hoch mit lorbeerähnlichen Blättern. Er gehört ebenfalls zu der Fam. der Ericaceen. Plinius leitet den Namen *unedo* von „unum tantum edo“ ab, „nur eine esse ich“, denn er fand die roten Früchte gar nicht

schmackhaft. Im östlichen Gebiet wächst der orientalische Erdbeerbaum *A. andrachme*, der sich als Zwischenpflanzung bei Aufforstungen auf Cypern sehr bewährt hat.

Ein prächtiger Strauch ist die *Pistazie*, *Pistacia lentiscus*, die auch außerhalb der Macchie zum Baum werden kann. Die Pflanze ist an den paarig gefiederten, glänzenden Blättern zu erkennen, denen ein harziger Duft entströmt. Sie ist zweihäusig, trägt entweder nur weibliche, grünliche oder nur männliche, rote Blüten. Aus den Pistazienbäumchen wird auf den griechischen Inseln, vor allem auf Chios, Mastix gewonnen, ein Harz, das auch die Haremsdamen kauten, um ihren Atem wohlriechend zu machen. Verwandte der Mastix-Pistazie ist *Pistacia terebinthus*, von der das Terpentin kommt.

Die prächtigen gelben Farben verdankt die Macchie einigen Schmetterlingsblütlern: Da ist einmal der *Stechginster*, *Calycotome spinosa*. Die Italiener nennen ihn Ziegenböter, denn er verteidigt sich gegen Weidetiere mit seinen Dornen und mit Gift. Eine ihm verwandte Art *Genista acanthoclada* lieferte nach der griechischen Sage in der Unterwelt die Ruten zum Peitschen der Gottlosen.

Der *Besenfriem* oder *Spanischer Ginster*, *Spartium junceum* liebt vulkanischen Boden und wagt sich oft als Pionier auf junge Lavaböden vor. Aus seinen rutenförmigen, meist blattlosen Zweigen fertigt man Körbe, Besen und Schuhe.

Ein 3. Schmetterlingsblütler ist der *Ätnaginster*, *Genista aetnaensis*, der ebenfalls blattlose Ruten trägt und so fast wie ein Nadelholz aussieht. Ab 1300 m ist er am Ätna die beherrschende Pflanze, die bis 6 m hoch werden kann.

Zu den schönsten Pflanzen des Buschwaldes gehören die *Zistrosen*, *Cistus*, mit etwa 20 weiß- und rotblühenden Arten. Ihre Blüten stehen in Trugdolden an den Zweigenden und haben Ähnlichkeit mit unseren Heckenrosen. Der Ladanstrauch, *Cistus ladaniferus*, scheidet eine Art Harz aus, das von griechischen Ärzten oft als Heilmittel angewendet wurde.

Den Zistrosen nahe verwandt sind die *Sonnenröschen*, *Helianthemum*, deren bunte Blüten auch unsere Steingärten zieren.



◀ Zistrose

Rosmarin ▶



Weiter ist in der südeuropäischen Macchie auch der *Rosmarinstrauch*, *Rosmarinus officinalis*, mit seinen hellblauen Lippenblüten heimisch. Die Griechen nahmen Rosmarin als „Blume des Olymp“ anstelle von Weihrauch. Die duftenden Blätter sind auch heute noch ein vortreffliches Gewürz.

Zur gleichen Fam. ist der *Lavendelstrauch*, *Lavandula stoechas* zu zählen, den man wegen seines Duftes in die Wäsche legt. Verschiedene Thymian- und Salbeiarten aus dem gleichen Geschlecht der Lippenblütler fehlen in der Macchie selten.

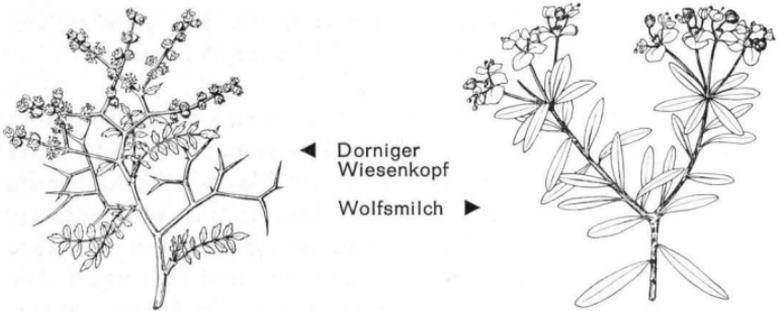
Zwei Sträucher die auch Baumform annehmen können, sind noch der *Wolfsmilchbaum* und die *Myrte*. Der erste wirft im Sommer seine Blätter ab, so wie mancher andere Macchienbewohner im Gegensatz zur Kältestarre unserer Pflanzen eine Trockenstarre durchmacht. Die Milch der Pflanze ist giftig. Man legt ihre Zweige ins Wasser, um Fische zu betäuben und zu fangen. Die *Myrte*, *Myrtus communis* gehört nicht nur zur Lebensgemeinschaft der Macchie, sie wächst auch in Uferwäldungen. Ihre glänzenden Blätter lassen aus feinen Drüsen ein ätherisches Öl ausströmen. Schon im Altertum galt die Myrte als Symbol der über den Tod hinausgehenden Liebe. Wir haben dieses Sinnbild von den Griechen übernommen. Seit dem 17. Jahrhundert wird auch bei uns die Braut mit einem blühenden Myrtenkranz geschmückt.

In Gesellschaft der Myrte treffen wir an Flußufern den immergrünen *Rosenlorbeer* oder *Oleander*, *Nerium oleander* (Fam. Apocynaceen), dessen Blüten in vielen Farbtönen uns mehrere Monate erfreuen. Seine lanzettlichen Blätter können durch ihre eingesenkten Spaltöffnungen den Wasserverbrauch im Sommer einschränken.



Oleander oder Rosenlorbeer

Häufig begegnet uns im östlichen Mittelmeergebiet der *dornige Wiesenkopf*, *Poterium spinosum*, ein bösartiger botanischer Igel. Wenn er die Blätter verloren hat, sieht er mit seinem dichten Gewirr von verdornten grauschwarzen Zweigen aus als sei er aus Stacheldraht gemacht.



◀ Dorniger
Wiesenkopf
Wolfsmilch ▶

Sehr spitzig sind auch die Sprosse vom *Mäusedorn*, *Ruscus aculeatus*, die man auf den ersten Blick für Blätter hält. (Pyllokladien = blattähnlich umgewandelte Sprosse.) Zum Buschwald gehört auch die lianenartig wachsende *Stechwinde* (*Smilax aspera*).



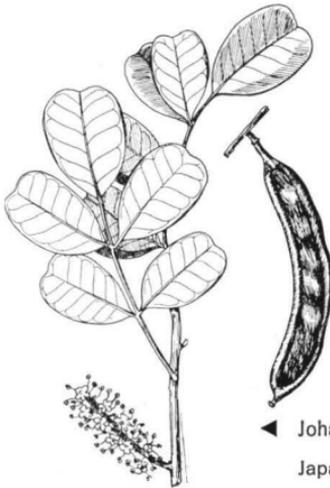
◀ Mäusedorn Stechwinde ▶

Fruchtbäume und andere Nutzpflanzen

Die armseligen, aber blumenreichen Felsheiden sind das eine Gesicht der Mittelmeervegetation; ein anderes zeigen die üppigen Gärten der Niederungen.

Neben den Pflanzengesellschaften auf mageren Felsfluren finden wir in den Flußtälern und an der Küste paradiesische fruchtbare Zonen, in denen Citrusfrüchte, Reis, Baumwolle und Artischocken gedeihen. Unter der Bezeichnung „Agrumi“ werden in Italien die Vertreter der Gattung Citrus zusammengefaßt. Im Garten von La Mortola sind über 20 Arten dieser Gattung auf engem Raum beisammen.

„Das Bild dieser Gewächse ist in unserer Phantasie so eng mit jenem des südlichen Himmels verknüpft, daß das Land Italia uns stets vom Blütenduft der Zitronen durchweht und vom Glanz der Goldorange durchleuchtet, vorschwebt“ (E. Straßburger). Wir zeigen neben der bekannten Feige den weniger bekannten Johannisbrotbaum (Viehfutter), und zwei Obstsorten, die sehr erfrischenden Mispel und die pflaumenähnlich schmeckenden Kaki.



◀ Johannisbrotbaum
Japanische Mispel ▶



◀ Kaki
Feige ▶



Aus Asien kam auch die *Baumwolle* ins Mittelmeergebiet, doch fanden die Konquistadoren den Gebrauch der Baumwolle auch in der Neuen Welt vor.

Die Büsche haben einen Hauptstamm, der je nach Anbauverfahren und Sorte eine Höhe von 30 bis 200 cm erreichen kann. Bei der Reife springt die Frucht fächerförmig von der Spitze her auf und gibt den ölhaltigen Samen mit der Faser frei. Zahlreiche Baumwollfelder werden in Mazedonien, Dalmatien, Sizilien und vor allem in Ägypten angelegt.

Im Lande der Pharaonen wurde schon in alter Zeit die *Artischocke*, *Cynara cardunculus* (Fam. Korbblütler) angebaut, was man aus den Bildern in ägyptischen Grabkammern schließen kann. Die stattliche, ausdauernde Pflanze ist ein distelähnlicher Korbblütler; ihr fleischiger Blütenboden wird als feines Gemüse geschätzt.



◀ Kapernstrauch
Zwergpalme ▶

Ein hübsches Gewächs ist der *Kapernstrauch*, *Capparis spinosa* (Fam. Capparidaceen) mit seinen herzförmigen rötlichen Blättern und rosafarbenen Blüten. Die auch bei uns bekannten wohl-schmeckenden Kapern sind Blütenknospen, die man in Essig einlegt. Sie galten im Altertum als ein Schönheitsmittel. Man erzählte, die schöne Phryne, die dem Praxiteles zu seiner Aphrodite Modell stand, habe sich von ihr ernährt.

Palmen und Parkbäume

Den größten Eindruck macht auf den Mitteleuropäer das königliche Geschlecht der Palmen, von denen viele an der Nordküste des Tyrrhenischen Meeres gut gedeihen. Die *Zwergpalme*, *Chamaerops humilis*, ist die einzige europäische Wildpalme, die in Sizilien und in den südspanischen Palmitos zu Hause ist. Die

Stämme dieser kleinen Fächerpalme werden nur selten höher als 1 m; meist bilden sie dichte Büsche durch Seitensprosse.

Die *Dattelpalme*, *Phoenix dactylifera*, die von Persien und Arabien kommt, ist heute am ganzen Saum des Mittelmeeres vertreten. Allerdings trägt der Oasenbaum, der „den Fuß in das Wasser und das Haupt in das Feuer des Himmels taucht“, außer in Afrika kaum Früchte. Am Palmsonntag werden die Blätter der Dattelpalme geweiht und als Glücksbringer über der Haustür befestigt. Die Palmwedel prangten bereits bei den Festen des Osiris in Ägypten und bei dem feierlichen Einzug der Könige in Jerusalem. (Die Palmwedel hat die christliche Kirche wie manche anderen Symbole der Bildersprache des Orients entnommen; so schmücken sie heute noch die Altäre der Kirchen.)

Die *kanarische Dattelpalme*, *Phoenix canariensis*, fällt vor allem durch ihren gedrungenen Stamm und volle Krone auf. Sie ist auch gegen Kälte nicht so empfindlich.

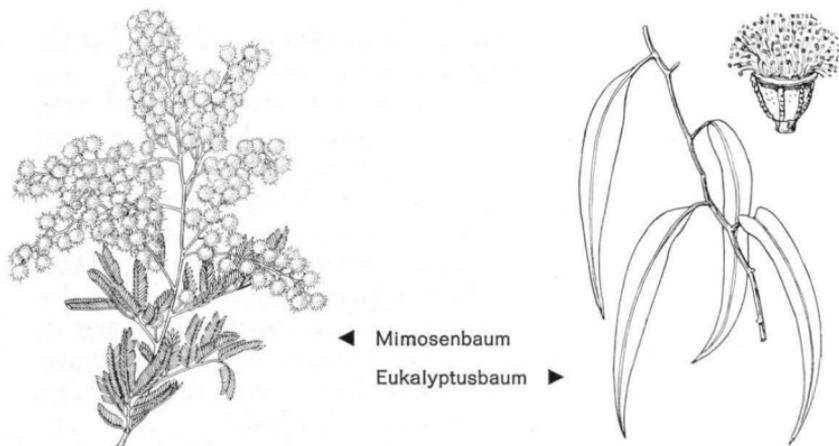
Aus Arizona kommt die *Washingtonia robusta*, eine Fächerpalme, deren Name schon ausdrückt, daß sie zu den widerstandsfähigen gehört. *Washingtonia filifera* ist leicht an den weißen Fäden zu erkennen, die von den Blattspitzen herabhängen (*filifera* = fadentragend). Sie stammt aus Kalifornien und hat sich gut eingebürgert, was man an der stattlichen Höhe sieht. Echte Kokospalmen, Kinder der Tropen, finden im Mittelmeergebiet nicht die geeigneten Lebensbedingungen. Einige Arten wie *Cocos capitata* wachsen bis zu 4 m Höhe.

Der *Palmfarn*, *Cycas revoluta*, gehört einem alten Geschlecht der Gymnospermen an.

Außer den oben aufgeführten Wald- und Fruchtbäumen treffen wir in Anlagen oder an Alleen noch andere auffallende Baumgestalten.

Der *Eukalyptusbaum*, *Eucalyptus globulus*, aus dem australischen Florengebiet hat sich rasch am Mittelmeer ausgebreitet. Da allen Teilen der Pflanze ein starker Geruch entströmt, glaubt man damit das Wechselfieber vertreiben zu können. Im Kampf gegen die Malaria haben sie in manchen Gegenden doch indirekt eine Rolle gespielt. Durch starke Transpirationen können diese Bäume eine Senkung des Grundwasserspiegels bewirken, wodurch den Anopheles-Mücken, die die Krankheitserreger übertragen, die Brutlachen entzogen werden. So hat der zweite Name Fieberbaum eine gewisse Berechtigung.

Der *Judasbaum*, *Cercis siliquastrum*, fällt uns im April auf, weil die dichtgedrängten Blüten vor den Blättern erscheinen. Sie entspringen noch aus dem alten Holz, so daß die ganze Baumkrone



als einziges rosenrotes Blumengebilde erscheint. Häufig schmückten schon in alter Zeit diese Bäume die Gärten von Jerusalem, was wohl Veranlassung zur Legende gab, Judas habe sich an ihm erhängt. Die Blüten sollen das Blut, die flachen Samen die Silberlinge bedeuten.

Mimosen. Wenn bei uns der Winter herrscht, werden aus der Riviera die blühenden Zweige der Akazien unter dem Namen Mimosen zu uns gebracht. Zu leuchtend gelben, kugeligen Blütenständen sind die winzigen Blüten gehäuft. Die zahlreichen Staubblätter übernehmen am Standort die Anlockung der Insekten. Die *Acacia farnesiana* wurde bereits ab 1611 in den Farnesischen Gärten in Rom gezüchtet. Ihre Blütenköpfchen, die nach Veilchen duften, liefern das Kassa-Parfüm.

Kakteen und Sukkulenten

Opuntien und Agaven sind Geschenke der Neuen Welt, die als Wildpflanzen auf kargem Boden noch fortkommen. Der *Feigenkaktus*, *Opuntia ficus indica*, wird als lebender undurchdringlicher Zaun und als Bodenverbesserer gepflanzt. Die feigenartigen Früchte sind nach Entfernung der Stachelhülle essbar.

Die mächtigen graugrünen Blattrosetten der *Agaven*, *Agave americana*, treiben erst nach vielen Jahren den Blütenstand empor, der zunächst wie ein mächtiger Spargel aussieht. Wenn er eine Höhe von 5—8 m hat, verzweigt er sich und trägt eine große Menge wohlriechender Einzelblüten. (Hat die Pflanze ihre Früchte ausgebildet, stirbt sie ab bis auf den unterirdischen Stamm, aus dem junge Ableger hervorsprossen.) In Gärten fällt uns häufig eine Spielart mit gelbgestreiften Blättern auf.

Eine weitere Sukkulente ist die *Mittagsblume*, *Mesembrianthe-*

mum acinaciforme, die mit ihren dickfleischigen Blättern Wasser speichern kann. Die ganze Pflanze liegt eng am Boden an oder hängt von Mauern herab. Die großen leuchtend roten Blüten öffnen sich nur mittags bei vollem Sonnenschein.



▲ Agave



Mittagsblume ▲

Einige Stauden und Kräuter

Drei wahrhaft klassische Gewächse sind nach E. Straßburger der Akanthus, der Asphodelus und das Rutenkraut. Der weichblättrige *Akanthus*, *Acanthus mollis*, trägt einen hohen Blüten-



Asphodelus
(a. ramosus) ▶
◀ Akanthus



stand und die berühmten Blätter, die das korinthische Kapitell schmücken. Die Alten erzählten die Geschichte von einem griechischen Bildhauer, der, als er sah, wie sich eine Akanthuspflanze

an die Graburne schmiegte, in der er die Asche seiner Braut beigesetzt hatte, jenes Kapitell erfand. „Millionenfach haben sich jene ersten steinernen Akanthusblätter vermehrt“ (E. Petrich).

Die *Asphodelus*arten, *A. ramosus*, *A. microcarpus* und *A. albus*, sind Liliengewächse, die schöne weiße Blütenrispen bilden. Da die Pflanzen im Frühjahr sehr schnell zur Entfaltung gelangen, also zu einer Zeit, wo der Boden noch wenig Leben verrät, waren sie den Griechen das Sinnbild für ein Weiterleben nach dem Tode. Nach der griechischen Sage sind die Wiesen der Unterwelt, auf denen König Minos die Seelen richtet, mit Asphodelusblüten bedeckt. Viele sehen in dem Asphodelus die „Lilien auf dem Felde“, von denen die Bibel spricht.



◀ Rutenkraut oder
wilder Fenchel

Das *Rutenkraut* oder der wilde Fenchel, *Ferula communis*, setzt uns durch seine Größe in Erstaunen. Er lebt gesellig, meist in der Nähe des Meeres und entfaltet auf meterhohem Stengel gelbe Dolden (Familie Umbelliferen). Der hohle Stengel enthält ein schwammiges Mark, das früher in Sizilien als Zunder gebraucht wurde. Prometheus benützte es, als er, um den Menschen das Feuer zu bringen, einen Sonnenfunken raubte. Die Pflanze war dem Bacchus geweiht; der Thyrsus war ein mit Weinlaub und Efeu umwundener Ferulastab. Martial bezeichnet den Ferulastab als „Zepter der Pädagogen“, weil er einst in der römischen Schule den gleichen Dienst tat wie einst bei uns der Rohrstock.



Spritzgurke

Eine Pflanze mit eigentümlicher Samenverbreitung ist die *Spritzgurke*, *Echallium elaterium*. Berührt man ihre gurkenähnliche Frucht, so löst sie sich von ihrem Stiel los. Wie von einem Geschütz abgefeuert, fliegen die Samen weit fort. Man könnte in der Spritzgurke das Urbild der Kanone sehen. Der Saft der Pflanze wirkt stark abführend, und schon Hippokrates verordnete ihn in solcher Absicht.

An Wegen und Mauern ist überall im Süden die rote *Spornblume*, *Centranthus ruber*, verbreitet mit rosaroten Blüten und blaugrünen Blättern.

Geophyten und Einjährige

Besonders gut an das Mittelmeerklima mit Sommerdürre und Winterregen angepaßt sind die „Geophyten“, Zwiebel- und Knollenpflanzen, die in der ungünstigen Jahreszeit alle oberirdischen Teile opfern. Nach dem feuchten Winter treiben sie aus unterirdischen Knospen bald Blätter und Blüten. Mit der Reife des Samens haben diese Pflanzen bereits neue Zwiebel und Knollen für das nächste Jahr angelegt. Hierher gehören viele Lilienblütigen (Narzissen, Traubenhyazinthe, Tulpen) und alle Orchideen. Einige bizarre Formen dieser Familie (Gattung *Ophrys*) ahmen mit Meisterschaft pelzig behaarte Insekten nach. Geophyten und Einjährige lassen zwischen Stein und Strauch und unter Olivenbäumen fast kein Plätzchen frei: Tulpen und Wildgladiolen (*Gladiolus segetum*), großblumige Anemonen in Blaulila und Feuerrot (*Anemone stellata und coronaria*), gelber Sauerklee (*Oxalis cernua*) und gelbe Kronenmargeriten (*Chrysanthemum coronarium* und roter Klatschmohn — eine Symphonie in Farben!

Die bunte Pracht und Schönheit der Mittelmeerflora beglückt und bereichert uns.

ÜBER UNSERE ARBEIT

Seit Jahren nimmt unsere Arbeit stetig zu. Waren es in den ersten Jahren der Karawane nur einige wenige Reisen und Vorträge, so sind es heute rund 120 Mentorinnen und Mentoren, die – alle ehrenamtlich – die Karawane-Studienreisen führen. Unser Mitbegründer, Professor Dr. Bachteler, schrieb einmal: „So wird der Kreis, aus dem die Karawane herauswächst, größer und größer, weiter und weiter führt der Weg, vielleicht einmal bis zu den Moscheen Istanbuls oder zu den Pyramiden der Wüste“ . . . Das waren noch glückliche Zeiten, damals, als eine Reise nach Istanbul als Wunschtraum vor uns stand, den wir vielleicht einmal verwirklichen könnten . . . Nach Istanbul fahren wir seit langem jedes Jahr und sehr oft nicht nur einmal, und mit den Pyramiden der Wüste ist es nicht anders!

Doch was ist sonst noch alles dazugekommen! Unsere kleine Zeitschrift Die KARAWANE macht – auch wenn nur vier Hefte alljährlich erscheinen – viel Arbeit und bedarf, wenn man auch den Versand nicht vergißt, längst einer vollen Arbeitskraft. Dazu gibt die Verlagsabteilung des für die steuerliche Abwicklung notwendig gewordenen „BÜRO FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE“ ja auch noch das Logbuch heraus, das ebenfalls klein und unscheinbar begonnen, zunächst einmal rein räumlich gesehen, die Einrichtung eines recht beachtlichen Lagerraumes bei der Druckerei nötig machte, ganz zu schweigen von der redaktionellen Arbeit und den notwendigen Zeichnungen der vielen Karten und Pläne, für die die beiden Oberstudienräte A. K. Lutz und – neuerdings – auch Otto Zeyher verantwortlich zeichnen. Einige kleinere, taschenbuchähnliche Bücher ergänzen das Verlagsprogramm. Zu dieser Produktion des Verlags kommen noch die in die vielen Hunderte gehenden Dias, die wir auf die dringenden Wünsche unserer Mitglieder hin von den Karten und Plänen des Logbuches anfertigen lassen und an Interessenten versenden . . .

So ist aus dem kleinen Kreis einiger reisebegeisterter Freunde und deren Familienangehörigen durch ein gerüttelt Maß freundschaftlicher Hingabe an die selbstgewählte Aufgabe ein Werk entstanden, dessen Namen im deutschen Sprachraum einen guten Klang hat. Und immer noch ist der Kern des Mitarbeiterstabes der Karawane jener gleiche Freundeskreis, der vor 16 Jahren einmal damit begann, sein Teil dazu beizutragen, die Völker Europas einander näher zu bringen. Immer und immer wieder erleben wir es in den alljährlich wiederkehrenden schwersten Tagen der Höchstseason – vor Ostern –, daß sich ungezählten Helferinnen und Helfer einstellen, um ohne viel Worte zuzugreifen! Dies Erlebnis der Hilfsbereitschaft, des Zusammengehörens, ist letzten Endes der Grund unserer Erfolge, denn es sind heute nicht mehr nur jene ersten Gründer der Karawane, die mit ihrer ganzen Persönlichkeit hinter unserem Willen stehen – längst sind auch aus dem weiteren Kreis treuer Reisefreunde Menschen herausgewachsen, die sich der Karawane zugehörig fühlen.

Das Wachstum erfordert Anpassung der Organisation. So besteht in Hamburg unter der Leitung von Herrn Stud.-Dir. H. Weise seit mehr als 10 Jahren der „Zweig Hamburg der Karawane“, der längst den

Kinderschuhentwachsen, nicht weniger erfolgreich eigene Reisen zu dem Gesamtprogramm beisteuert und der jeden Winter seine eignen Vorträge veranstaltet, und so ist für den größeren Kreis der nicht aktiv mitarbeitenden Reisefreunde die „Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde“ entstanden, als deren Organ die Vierteljahreshefte DIE KARAWANE gelten. Unter ihrem Präsidenten, unserem hochverehrten Professor Dr. Friedrich Seebass – er hat seinen Wohnsitz in Broby in Schweden – konnte sich unsere Gesellschaft und ihr Organ auch die Anerkennung wissenschaftlicher Gremien erringen und so stehen wir heute in regem Austausch unserer Druckerzeugnisse mit wissenschaftlichen Gesellschaften bis Dänemark und Polen.

Und der Grund, warum wir gerade jetzt und in dieser Nummer der Karawane auf diese Entwicklung hinweisen? Zwei Gründe stehen dafür: Einmal verlangt die Entwicklung auch auf unserem ureigensten Arbeitsgebiet eine Konzentration der Kräfte. Wir sind uns dabei sehr wohl bewußt, daß wir unsere Daseinsberechtigung in Frage stellen, wenn wir unsere Eigenart gefährden, und auch deshalb ist hierzu ein Wort nötig: Trotzdem haben wir es – und zwar mit bestem Erfolg – gewagt, nicht mehr alles alleine organisieren zu wollen. Wenn wir unsere Spezialitäten – etwa die Kreuzfahrten, die Ostersonderzüge nach Italien und Griechenland und so manche andere Reise bis in den hohen Norden Grönlands, Islands und Spitzbergens weiterhin alleine organisieren und veranstalten, so schließen wir uns doch für einige andere, neu aufgenommene Arbeitsbereiche mit Reiseveranstaltern zusammen, deren Zielsetzung ähnlich der unsrigen ist. Für die Nahostgebiete zum Beispiel sind es die Internationalen Studienreisen, für die Länder der östlichen Welt die Frankfurter Studienreisen, für Ost- und Südwestafrika sind es wieder andere Büros, die sich darauf spezialisiert haben.

Zum Zweiten aber sind wir gerade eben dabei, einem Ruf zu folgen, der uns aus einem anderen Staat des deutschen Sprachraumes, aus Österreich, erreichte. So wie in Hamburg ein selbständig arbeitender Zweig der Karawane sein Programm mit dem unsrigen vereint, so wird in Zukunft unter der Leitung von Herrn Dr. R. Budin in Linz an der Donau der Zweig Linz der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde die dort schon seit einigen Jahren erprobten Programme von Studienreisen mit unserem Programm vereinen und sie als Karawane-Studienreisen den Interessenten Österreichs und der Bundesrepublik anbieten. (Vor den Nummern dieser Reisen steht in unserem Osterprogramm 1967 ein „L“.)

Wenn am Anfang unserer Arbeit der Wunsch stand, nach dem tiefen Fall unseres Volkes, ja, ganz Europas, nicht nur mit Worten, sondern mit der uns möglichen Tat unser, wenn auch kleines, Teil dazu beizutragen, der Verständigung der Völker zu dienen, so mag dieser erste Schritt über die Grenzen der Bundesrepublik hinaus der Anfang sein, mit unserem Wollen auch unser Teil dazu beizutragen, daß unser auf so viele Staaten verteiltes deutsches Volk, unbeschadet dieser Grenzen, wenigstens das Gefühl dafür, eine Sprache zu sprechen, in Europas Mitte die gleiche verbindende Aufgabe zu haben, nicht verliert.

HINWEIS

Wir erlauben uns, Sie auf in früheren Heften der Karawane erschienene Beiträge hinzuweisen, die thematisch eine Ergänzung zu dem vorliegenden Heft darstellen:

Alte Reihe

- Heft 9 „Turban und Toga“
Nordafrika – Sardinien – Malta, Preis DM 1.70
Heft 10 „Apollon und Jahwe“, Preis DM 1.50

Neue Reihe

- Heft 1 „Zwischen Atlas und Syrté“
Das mittlere Nordafrika, Preis DM 2.–
Heft 4 „Nordafrika“, Preis DM 2.20

Karawane-Taschenbuch:

„Nordafrikanische Stadtbilder“ von Ernst Kirsten. Antike und Mittelalter in Libyen und Tunesien. 2. Auflage 1966, Preis DM 6.80, für Mitglieder 5.60.

DIE KARAWANE

wird im Auftrag des Präsidiums der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde – Vorsitzender Prof. Dr. Friedrich Seebass – mit Unterstützung von Gymn.-Prof. Dr. Kurt Bachteler herausgegeben von Dr. Kurt Albrecht. Die Zeitschrift erscheint viermal jährlich, die vorliegende Nummer 2, 1966/67, kostet für Einzelbezieher DM 3.20, Jahresabonnement für 4 Nummern DM 8.–, an die Mitglieder der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde erfolgt die Auslieferung kostenlos.

Früher erschienene Hefte sind zum Teil noch lieferbar. Bitte verlangen Sie Gratis-Verzeichnis. Auslieferung durch den KARAWANE-VERLAG, Abt. Buchversand, 7140 Ludwigsburg, Marbacher Straße 96, Telefon 0 71 41 / 2 12 90.

Bildnachweis:

Titelbild, S. 43, 51, 53, 55 Dr. Kurt Albrecht, S. 8, 13, 15 Hermann Schelbert, Emil Joller aus „Die Schiffe der Völker“, Walter Verlag Olten und Freiburg/Br.; S. 9 aus „Palace of Minos at Knossos“ von A. J. Evans, Vol. II, part. I, London 1928; S. 11, 13 oben, 19, 37, 57, 64 Archiv Karawane Verlag; S. 33 Aufnahme Konetschni; S. 58, 59, 62, 63, 65, 66, 67, 69 Archiv Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart. S. 41, Bavaria Bildverlag Gauting vor München.

Vorankündigung:

Das nächste Heft, 3 – 1966/67, wird als Fortsetzung des vorliegenden Heftes speziellen Einzeldarstellungen für den Raum des Westmittellandes gewidmet sein.

Reiseprogramme der Karawane-Studienreisen

bitten wir bei dem Büro für Länder- und Völkerkunde, Ludwigsburg, Bismarckstraße 30, Telefon 0 71 41 / 2 30 87, anzufordern.

ITALIEN

Was finde ich in Italien, an den Mittelmeerküsten Frankreichs, Spaniens und der Balkanhalbinsel?

Dr. Frieda Reching-Moser — Prof. Dr. Otto Wettstein
Dr. Max Baier

Der Kosmos-Reise-Naturführer Italien

ermöglicht eine rasche und zuverlässige Orientierung über Pflanzen, Tiere, Gesteine, die in Italien oder an den benachbarten Mittelmeerküsten Frankreichs, Spaniens und der Balkanhalbinsel anzutreffen sind.

Er ist für den Italienfahrer bestimmt, der in kurzer Zeit viel sehen, kennenlernen und erleben will. Er konzentriert sich deshalb auf solche Tiere und Pflanzen, die häufig zu finden, leicht zu erkennen und charakteristisch sind für den Lebensraum, dem sie angehören.

Der Reisende findet in über 400 naturgetreuen Zeichnungen und Farbbildern alles wieder, was ihm auf den bunten Märkten, in Gärten und Kulturlandschaften, am Strand, in der Macchie und den Bergen, in Vulkan- und Karstgebieten auffällt; immergrüne Bäume und Sträucher, Blütenpflanzen, Zier- und Nutzpflanzen — Meerestiere, Eidechsen und Schlangen, Falter, Käfer, Vögel — Steine und Mineralien. Die begleitenden Tabellen, nach dem Lebensraum angeordnet, nennen die wichtigsten Erkennungsmerkmale.

Es ist daher für alle, die nach dem Mittelmeer fahren, ein Taschenbuch, das man unterwegs ständig braucht!

Kosmos — Naturführer erhalten Sie in jeder Buchhandlung

**Franck'sche Verlagshandlung
Stuttgart**

FRÜHJAHR'S-KREUZFAHRTEN 1967

Wie jedes Jahr fahren wir zu zwei Terminen – über Ostern und nach Ostern. Alle unsere Routen bieten 1967 Neues: Zum „Klassischen Griechenland“ haben wir Taormina und Pästum – zwei Höhepunkte der „Magna Graecia“, hinzugenommen und enden in Genua; zu „Griechenland – Byzanz“, der hellenistisch-byzantinischen Route, kommen Chios und Fethiye mit Xanthos sowie Heracleia, Euromos und Mylasa – außerdem wieder die so beliebte und bewährte Türkeierrundreise zum Studium der hethitischen und seldschukischen Kultur unter der Führung von Herrn Prof. Dr. Ulrich Mann. Ganz neu aber ist unsere Route „Hannibal ante Portas“ – eine Reise rund um das tyrrhenische Meer.“ Sie führt ebenso zu den griechischen Kolonien Siziliens wie nach Karthago und zu den Spuren Roms in Afrika. Sie erschließt altsardische Kultur und besucht die wundervoll bemalten etruskischen Gäber Tarquinias. Dazu kommt die Welt des Islam mit ihren Wechselbeziehungen zur Antike einerseits und ihrem Einfluß auf Südeuropa andererseits. Es sind herrliche Reisen – und sie sind bereits s e h r gefragt!



67/2-A Das klassische Griechenland, seine Inselwelt und Magna Graecia

Osterkreuzfahrt mit TSS „Hermes“

19. 3. – 2. 4. 1967 Wiss. Reiseleitung
München – Venedig – Korfu – Ithaka – Itea/Delphi – Piräus – Athen – Ägina – Isthmia/Korinth/Mykne/Triyns/Epidaurus/Nea Epidaurus – Delos – Mykonos – Rhodos/Lindos – Heraklion/Knossos – Katakolon/Olympia – Syrakus/Catania/Taormina/Messina – Salerno/Pästum – Genua – München.

Alles, auch Landausflüge eingeschl.

ab DM 840.-

67/2-B Griechenland – Byzanz, eine Reise zu den Grenzen des Abendlandes

Osterkreuzfahrt mit TSS „Pegasus“

19. 3. – 2. 4. 1967 Wiss. Reiseleitung

München – Venedig – Dikili/Pergamon – Istanbul – Bosporusrundfahrt – Mudania/Brussa – Chios/fak. Neamoni – Kusadasi/Didyma oder Heracleia/Euromos/Mylasa – Fethiye/fak. Xanthos – Rhodos/Lindos – Marmaris – Patmos / Athen – Venedig.

Alles, auch Landausflüge eingeschl. (Gelegenheit zu einer großen Türkeierrundfahrt von Dikili über Ankara zu hethitischen und seldschukischen Bauten nach Marmaris).

ab DM 840.-

67/2-C „HANNIBAL ANTE PORTAS“ –

eine Reise rund um das tyrrhenische Meer

2. 4. – 16. 4. 1967 mit TSS „Pegasus“

Wissenschaftliche Reiseleitung

München – Venedig – Malta – Tripolis/Sabratha – Sfax/El Djem/Kairouan/Sousse – Tunis/Karthago/Dougga – Cagliari/Nora – Sta. Theresa/Gallura (Sardinien) – Bonifacio (Korsika) – Civitavecchio/Tarquina – Neapel/Pompeji/Pästum/Salerno – Messina/Taormina/Syrakus / Venedig – München.

Alles, auch Landausflüge eingeschl.

ab DM 840.-



67/2-E Das klassische Griechenland und seine Inselwelt

Nach-Osterkreuzfahrt mit MS „El Greco“, 2. 4. – 16. 4. 1967, mit Wiss. Reiseleit.

München – Brindisi – Korfu – Ithaka – Olympia – Bassä – Mistra – Monemvasia – Kreta – Athen – Korinth – Nemea – Mykene – Tiryns – Epidauros – Hydra – Ägina – Delos – Mykoios – Santorin – Ios – Delphi – Brindisi – München. Alles, auch Landausflüge eingeschlossen

(Diese Reise bietet Gelegenheit, den Kongreß für „Geschichte der Pharmazie“ in Athen zu besuchen.)

ab München ab DM 920.-



**BURO FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE
KARAWANE-STUDIENREISEN**

7140 Ludwigsburg · Bismarckstraße 30 · Telefon 07141/23087